



Information

Indien

- 4 Jetzt wächst die Angst vor dem Monsun
- 8 Eine Chance für junge Frauen

Nepal

- 10 Hand in Hand gegen Menschenrechtsverletzungen

Sambia

- 12 Eine ungewöhnliche Delikatesse

Partnerschaftsportrait

- 14 Eintauchen in eine fremde Welt

Deutschland

- 16 Die Bedeutung der Spenden wächst
- 18 Prekäre Entwicklungen in Diakonie und Kirche
- 20 Eine Lanze für den rheinischen Kapitalismus
- 22 Reichtum in der sozialen Verantwortung
- 24 Kampf gegen weltweite Armut vor der eigenen Haustür beginnen
- 26 Keine Papiere, keine Rechte
- 27 Unter die »Kannibalen« gewagt

Rubriken

- 2 Editorial
- 3 Andacht
- 28 Journal
- 29 Kurznachrichten
- 31 Impressum
- 32 Projekt



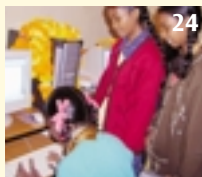
8



10



14



24

Liebe Leserinnen, liebe Leser,



die schrecklichen Nachrichten aus Südostasien haben uns alle in den vergangenen Wochen bewegt, berührt, betroffen gemacht. Um so mehr, als wir erfahren haben, dass auch unsere Schwestern und Brüder der indischen Gossner Kirche auf den Andamanen und Nikobaren zu den Opfern und den Leidtragenden des Unglücks gehören. Noch lange wird es dauern, bis sie wieder Mut fassen, bis sie neue Perspektiven erkennen. Ein wenig können wir ihnen helfen auf ihrem schweren Weg: mit unseren Gebeten, unseren Fürbitten, unseren Spenden. Es ist ihnen wichtig zu erfahren, dass ihre Freunde im fernen Deutschland sie nicht vergessen haben. Diese Nachricht und den überschwänglichen Dank der Betroffenen hat Dieter Hecker mitgebracht, der mit einer kleinen Gruppe im Auftrag der Gossner Mission die Andamanen bereist hat, um erste Hilfsmaßnahmen einzuleiten. Nun steht dort der Wiederaufbau an – der nur möglich ist, weil viele Einzelspender, Gruppen und Gemeinden so großzügig unserem Spendenaufruf gefolgt sind und die Arbeit der Gossner Kirche für die Flutopfer unterstützen.

Neben diesem zentralen Thema werfen wir u. a. einen Blick auf die allgemeine Spendenentwicklung bei der Gossner Mission; wir verfolgen, was aus der Nepal-Unterschriftenaktion der Gemeinde Bergkirchen geworden ist; und wir laden Sie ein, mit uns Partnerschaftsarbeit und Alltagsleben in Sambia ein wenig näher kennenzulernen ...

Ihre
Jutta Klimmt
und das Team der Gossner Mission

Titelbild: Nach dem Tsunami: Eine Frau vor den Trümmern ihres Hauses.

Spenden bis 31.12.2004: 290.005 EUR
Spendenansatz für 2004: 310.000 EUR

Die unbequemen Fragen auch weiterhin stellen

Jesus Christus spricht: Ich habe für dich gebetet, dass dein Glaube nicht aufhöre. (Lukas 22,32)

Liebe Leserinnen und Leser, erst kam die Wasserflut, dann die Bilderflut. Und mit dem Erschrecken über die Bilder und Nachrichten aus Südasien kamen auch die Fragen. Selbst in Nachrichtensendungen des deutschen Fernsehens wurde nach Deutung der Flutkatastrophe aus christlicher Sicht gefragt.

Was kann einen Glauben stärken, der durch die kaum vorstellbare Zahl der Opfer, die grausamen Bilder, diese schreckliche Unübersichtlichkeit, ins Wanken gekommen ist?

Als hilfreich empfand ich jene kirchlichen Beiträge, die sich ausgiebiger theologischer Erörterungen der »Warum-lässt-Gott-das-zu«-Frage enthielten, stattdessen zu einem schweigenden, konzentrierten Respekt für die Opfer der Flut aufriefen. Auch gilt: Wer um diese Opfer trauert, der wird – wie jeder, der mit der Unfassbarkeit des Todes konfrontiert wird – zugleich zur Klage ermutigt. Der soll Unverständnis und Schmerz, seine ganze Beschwerde eben, zu Gott hinüber werfen. Das gehört zum Glauben dazu. So widersprüchlich es auch klingen mag: Das Eingeständnis von Zweifel, Zorn und Klage widerspricht dem Glauben

nicht, sondern macht ihn auf lange Sicht fest und stark.

So ist es vielleicht kein Zufall, dass Jesu Bitte um das Bleiben des Glaubens, die wir in der Jahreslosung vernehmen, dem oft genug zweifelnden und wankelmütigen Petrus gilt. Und wenn Jesus so bittet – für uns alle wie für Petrus – dann kann auch unser kleiner, zweifelnder Glaube Kraft gewinnen: Kraft dazu, einander im Glauben zu stärken und ihn im Alltag und öffentlich zu kennen.

So werden Christinnen und Christen – bestärkt trotz ihrer Zweifel und mit ihren Zweifeln – im Blick auf die Flut in Südasien nicht aufhören, auch die anderen, unbequemen Fragen zu stellen, etwa: Wieso können sich einige Länder ein Frühwarnsystem gegen solche Katastrophen leisten, andere aber nicht? Die Überlegungen, die nach der Flut in den Ländern des Nordens dazu angestellt werden, kommen spät, zu spät für die Opfer des Tsunami in Südasien.

Christinnen und Christen werden mit ihrem langen Atem des Glaubens zu denen gehören, die sich von den Flutbildern nicht irre machen lassen, die aber auch – wenn die Spenden-



flut wieder verebbt sein wird – weiter fragen: nach nachhaltiger Unterstützung für die Länder des Südens, nach Wegen zu menschenwürdigen Lebensbedingungen für alle in der einen Welt.

Dank Jesu Fürbitte hat der Glaube Bestand, der solche Fragen stellt. Auch im Jahr 2005.

Tobias Treseler, Direktor
der Gossner Mission



Jetzt wächst die Angst vor dem Monsun

Nach dem Tsunami: Verzweifelte leben unter Zeltplanen – Hilfspakete für Kinder

Etwas 950 Familien auf den Andamanen und Nikobaren gehören zur Gossner Kirche. Wie haben sie die Flutwellen des Tsunami überstanden? Wo leben sie jetzt? Was brauchen sie am dringendsten? Wie können wir ihnen effektiv helfen? Das waren die Fragen, mit denen unser kleines Team im Auftrag der Gossner Mission auf die Andamanen startete.



Gemeinsam mit mir haben sich der Moderator der Gossner Kirche, Bischof Hansda, Reverend Jolen Topno und Mr. Naik, der frühere Generalsekretär des YMCA in Ranchi, auf den Weg gemacht. Unser Ziel: die Verwüstungen in Augenschein nehmen und weitere Hilfsmaßnahmen in Zusammenarbeit mit der Gossner Mission einleiten.

Unser erstes Ziel ist Port Blair, die Hauptstadt auf der größten Andamanen-Insel im Norden. Hier sind die Zerstö-

rungen nicht so stark, doch auch hier ist das Kraftwerk ausgefallen und die Wasserversorgung gestört, ebenso wie die Telefonverbindung.

So bekommen wir den ersten Eindruck vom wahren Ausmaß der Katastrophe durch die Schilderungen der Gemeindeglieder, die sich in Port Blair in die verschiedenen Hilfslager geflüchtet haben. Hier finden wir die Menschen, die von den südlichen Inseln geflohen sind und die alles verloren haben. Sie sind mit Schiffen

und Flugzeugen hierher gebracht worden – mit nichts als dem, was sie auf dem Leib trugen. Hier hören wir erschütternde Berichte von den Inseln Little Andaman, Car Nicobar, Cambell Bay, Nancowry, Katchal und einigen kleineren. »Wir werden niemals dorthin zurückgehen!« Diesen Satz hören wir immer wieder von den Verzweifelten – auch noch drei Wochen nach der Katastrophe.

In den Hilfslagern, meist in Schulen untergebracht, haben

sie erst mal Unterschlupf gefunden; auch lässt die indische Regierung Essen, Kleider und Toilettenartikel verteilen.

Dabei steht all diesen Menschen noch immer die Erschütterung und das Entsetzen in den Gesichtern geschrieben. Manche können kaum reden. »Die erste Welle kam um 6.45 Uhr und war etwa einen Meter hoch«, erzählt uns stockend ein alter Mann aus Car Nicobar. »Alle Menschen sind sofort um ihr Leben gerannt. Die zweite Welle nach einigen Minuten war dann schon höher. Einige versuchten trotzdem, noch etwas aus ihren Häusern zu retten: Sie alle wurden von der letzten, über zehn Meter hohen Welle mitsamt ihren Häusern davon gespült. Sie hatten keine Chance ...« Wer sich gerettet hatte, musste tagelang im Freien ausharren, bis einige Rettungshubschrauber die ersten Lebensmittel und Trinkwasserkanister abwarfen. Und Tage später erst brachten Hubschrauber oder Schiffe die Menschen nach dem sicheren Port Blair.

»Die Kirche der Gossner Gemeinde wurde wie alle anderen Gebäude so zerstört, dass nicht mehr viel übrig blieb. Wo sollen wir uns später zum Gottesdienst und zum Gespräch treffen?«, ruft der alte Mann verzweifelt.

Überall treffen wir auf eine weitere bange Frage: »Wie geht es weiter mit uns? Zurückzugehen ist jedenfalls undenkbar, bevor nicht die Minimalvoraussetzungen geschaffen sind.«

Am Abend laden wir in allen Lagern zu Andacht und Gespräch in der Kirche von Port Blair ein. Rund 50 Menschen



Per Schiff werden Hilfslieferungen auf die Andamanen und Nikobaren gebracht. Sowohl die Menschen in den Lagern als auch diejenigen, die sich eine eigene Behelfsunterkunft gebaut haben, bekommen zuerst Lebensmittel, Toilettenartikel und Kleidung. Zu kaufen gibt es nichts auf den Inseln.

kommen: Sie suchen kompetente Gesprächspartner und vor allem Bücher, Bibeln, Gesangbücher und ihren Kirchenkalender mit den täglichen Lesungen und den Predigttexten.

Soweit der Blick reicht: Nichts als Trümmer und Kleiderfetzen

Am nächsten Morgen wartet das Schiff, das uns nach Hut Bay auf der Insel Little Andaman bringt. Wir legen mit gemischten Gefühlen vom Hafen ab, nachdem das Schiff mit Hilfsgütern schwer beladen worden ist: Säcke mit Reis und Linsen, Kartoffeln und Zwiebeln, Kartons mit Hilfsgütern zum Verteilen, Decken, Zelten und jede Menge

Wasserkanister und -flaschen. Als wir uns dann der Insel nähern, wird das ganze Ausmaß der Zerstörungen deutlich. Nur von wenigen Häusern und Gebäuden der ca. 12.000 Einwohner zählenden Stadt sind noch einige Wände stehen geblieben, der Rest ist einfach zusammengefallen, die Trümmer unter Bäumen und angespültem Treibgut begraben.

So weit der Blick reicht, nichts als Trümmer, an Land getriebene Schiffe, umgestürzte Autos, Bretter, teils mit Kleiderfetzen behängt. Nur die Straße ist noch einigermaßen erhalten und inzwischen von Schutt und Bäumen durch das Militär frei geräumt. Von weitem schon sehen wir

die Hügel hinter der Stadt mit Zelten und Behelfshütten. Hier finden wir schließlich auch den Gemeindeführer (Pracharak) Mahender Tigga.

Auch in Hut Bay, so erzählt er uns, waren die Bewohner bei der ersten hohen Welle in Richtung Hügel gerannt. Als die zweite und dritte ankam, wurden sie schon bis zur Hüfte und Schulter umspült. Viele konnten sich retten. Wer aber noch einmal zurückgegangen war, der war bei der vierten Welle unrettbar verloren.

Auf dem Hügel stehen inzwischen Zelte, Wellblechhütten und Unterstände. Die Leute haben sie selbst aus dem Trüm-

mermaterial gebaut. Etwa 3000 Menschen leben nun in diesen Unterständen, viele haben sich auch in den Dschungel zurückgezogen und sind von dort noch nicht wieder aufgetaucht.

Die zerfledderte Bibel wird Seite für Seite in der Sonne getrocknet

Vor der Hütte des Pracharak versammeln sich Frauen und Kinder, die Männer sind unterwegs, um Brauchbares zu suchen. Die Frauen erzählen, dass sie in den ersten Tagen nur etwas Wasser und die Kinder ein paar Kekse bekamen. Von der Regierung erhielten sie später Lebensmittel sowie Kleider,

Schüsseln, Moskitonetze, Handwerkszeug und Küchengeräte. Holz müssen sie sich im Dschungel holen. Es gibt keinen Laden auf der ganzen Insel. Man kann sich nichts kaufen, noch nicht einmal eine Tasse Tee oder ein paar Kekse.

Am Abend laden wir wieder zur Andacht ein und sitzen noch lange im Dunkeln und hören zu, wie die Menschen ihre Situation beschreiben. Besonders anrührend ist die Geschichte des Pracharak, der uns seine zerfledderte Bibel zeigt: Er hat sie drei Tage nach der Flut wiedergefunden und Seite für Seite liebevoll in der Sonne getrocknet ...

Große Hilfsbereitschaft: Bischof dankt für Solidarität

Die Andamanen und Nikobaren gehören zu abgelegensten Inseln der Welt, zum großen Teil für ausländische Besucher verboten und von der Weltöffentlichkeit kaum wahrgenommen – bis zu der Flutkatastrophe am 26. Dezember. Doch im Gegensatz zu anderen stark betroffenen Gebieten hört man auch jetzt von diesen Inseln, die so nah am Epizentrum lagen, nur wenig in den Medien. Um so wichtiger sind die Hilfsmaßnahmen der Gossner Kirche, die nur möglich sind, weil so viele Gemeinden, Gruppen und Einzelspenden in Deutschland dem Spendenaufruf der Gossner Mission gefolgt sind.

Und die Spendenbereitschaft ist ungebrochen. Viele Menschen, denen nicht nur an Sofortmaßnahmen, sondern an nachhaltiger Hilfe gelegen ist, wenden sich an die Gossner Mission, weil sie eine Organisation unterstützen wollen, die eng mit den Betroffenen zusammenarbeitet und auf deren Wünsche und Bedürfnisse eingeht. So melden sich Gemeinden und Kindergärten, Firmen und Schulen, die für ihre Spendenaktionen einen vertrauenswürdigen und erfahrenen Partner suchen.

Rund 50.000 Euro wurden bislang auf unser Sonderkonto für die Flutopfer eingezahlt. »Mit einer solch großen Summe können wir den Menschen beim Wie-



Ein Beispiel aus Lippe, das hier stellvertretend für viele andere steht: Pfarrer Krohn-Grimberghe (links) von St. Nicolai in Lemgo, übergibt die stolze Spendensumme von 2475 Euro an die beiden Kuratoriumsmitglieder der Gossner Mission, Pfarrer Uwe Wiemann (Mitte) und Pfarrer i. R. Wolf-Dieter Schmelter.

deraufbau ihrer Häuser helfen, wir können die Entsalzung der Felder finanzieren, Saatgut kaufen, Kleinkredite vergeben und vieles mehr«, betont der leitende Bischof Hemant Hansda, der sich in einer Grußadresse im Namen der Flutopfer für die großzügige Hilfe aus Deutschland bedankt. Mit den Spenden sei der Bau von Schulen und Gemeindezentren möglich. Aber auch »kleine Hilfen« wie Spielsachen und Malstifte für die Kinder seien davon bereits finanziert worden.

Eines ist dem Bischof noch wichtig: »Wir kennen die Menschen dieser Region, und wir wissen, wo die Hilfe ansetzen muss, damit sie möglichst viel bewirken kann. Und so können wir auch sicherstellen, dass die Gelder wirklich den Bedürftigen zugute kommen.«

➔ Bitte beachten Sie unseren Spendenaufruf auf der Rückseite dieser Publikation.

Jutta Klimmt

Am nächsten Morgen kommen die Kinder an, neugierig natürlich, aber auch sehr auf Anregungen aus. Sie nehmen Kugelschreiber und Hefte begierig an. Sie malen Bilder für uns und schreiben ihre Namen auf. Und wir merken schnell, dass sie bisher vernachlässigt wurden und bei unseren weiteren Hilfsmaßnahmen in jeder Hinsicht bedacht werden müssen. So ordern wir erst mal 3000 Pakete mit Kinderkleidern, Spielsachen, Mal- und Schreibunterlagen. Aber auch die zerstörte Schule muss wieder aufgebaut werden. Das muss der nächste Schritt sein.

Und niemand weiß hier, wann er wieder ein Haus bauen darf. Die Regierung wird wohl keine Häuser mehr in dem gefährdeten Gebiet genehmigen. Wo aber sollen neue Bauplätze herkommen? Und wie die Besitztitel belegen, wenn alle Papiere sowohl daheim als auch beim Katasteramt verschwunden sind? Wie sollen die Kinder ihre Schulbildung nachweisen? Gerade die älteren, wenn sie aufs College wollen? Und was passiert, wenn im April der Monsunregen einsetzt?

Zurück in Port Blair, gehen wir daran, die Hilfe zu organisieren. Die Zahl der Familien der Gossner Kirche, die alles verloren haben, liegt zwischen 50 und 100, und diese sind nicht sehr leicht zu erreichen. Sie erhalten eine einmalige Zuwendung als Soforthilfe. Hunderte Familien, sowohl von unserer Partnerkirche als auch andere, haben keine Häuser mehr, die Reisfelder sind vom Salzwasser geschädigt und für Jahre nicht



Bild oben: Ein notdürftiges »Dach« über dem Kopf hat sich diese Familie geschaffen: Die Zeltplane kann zwar vor der Sonne schützen, wenn aber im April die Regenzeit beginnt, müssen wetterfeste Häuser gebaut sein.

Bild unten: Von Kirche und Pfarrhaus in Hut Bay ist nichts übrig geblieben, der Brunnen davor ist versalzen. Es wird viel Zeit und Mühe kosten, bis er wieder brauchbar sein wird.

nutzbar. Dazu kommen die Teilgeschädigten, denen mit gezielten Unterstützungs- und Fördermaßnahmen geholfen werden muss, etwa bei der Reparatur ihrer Häuser, bei der Entsalzung der Felder und vor allem mit Beschäftigung und Einkommen, bis die Felder wieder bewirtschaftbar sind.

Da die indische Regierung allen Hilfsorganisationen gegenüber, die nicht von den Andamanen kommen, sehr restriktiv ist, bitten wir in Port Blair die Junge Gemeinde um Mitarbeit. 30 junge Leute wollen unter Anleitung von Mr. Naik, dem krisenerfahrenen Manager und Koordinator, das Hilfs- und Wiederaufbauprogramm in die Hand nehmen. Das hat zudem den Vorteil, dass die jungen Mitarbeiter die Menschen auf den Inseln kennen und deren Solidarität und Nachbarschaftshilfe gezielt unterstützen können.

Den vielen Arbeitslosen neue Perspektiven eröffnen

Wie geht es weiter? Die Planungen sehen vor, dass jetzt erst einmal die schlimmsten Schwierigkeiten abgefangen werden sollen, wenn die Hilfsmaßnahmen der Regierung auslaufen und mit der Rehabilitation begonnen werden soll. Die Menschen in den Lagern brauchen Beratung und konkrete Hilfe bei der Beschaffung verlorener Dokumente und beim Wieder-Anfang in ihren früheren Wohngebieten. Bis zum Monsun müssen sie in wetterfesten Häusern leben. Vermutlich werden viele der Kinder zumindest vorerst ihre Ausbildung in Port Blair weiter füh-

ren müssen. Sie brauchen Stipendien und Hostel-Plätze. Im Gegensatz zu früheren Jahren sind die Arbeitsplätze auf den Andamanen beträchtlich zurückgegangen, so dass es eine erhebliche Anzahl von Arbeitslosen gibt. Hier müssen jungen Leuten neue Chancen und Perspektiven eröffnet werden. Darum ist es wichtig, sie in die Hilfsprogramme mit einzubeziehen.

Außerdem sollen von Ranchi aus einige Helfer für Wochen oder Monate auf die Andamanen gehen, um Mr. Naik mit ihren Computerkenntnissen die überaus wichtige schnelle Kommunikation mit Ranchi, Berlin und anderen Organisationen abzunehmen und bei den Planungen, Auswertungen und Berichten zu helfen, denn dazu ist keiner der dortigen Freiwilligen bisher in der Lage.

Dadurch wird die Grundlage für eine langfristige Entwicklungsarbeit gelegt. Für diese aber braucht die Gossner Kirche dringend die Zusammenarbeit und die Hilfe der Gossner Mission. Wichtig ist aber auch, dass die Verzweifelten, die alles verloren haben, erfahren, dass Menschen in Deutschland an sie denken, für sie beten und für sie eintreten, denn die schwierigere Aufgabe steht den meisten Überlebenden noch bevor. Sie müssen ein neues Leben beginnen, mit neuen Hoffnungen, neuer Zuversicht und neuen Perspektiven für sich, ihre Familien und vor allem ihre Kinder.

Dieter Hecker,
Theolog. College Ranchi



Eine Chance für College-Gebäude in Ran

20 Jahre lang musste das Beth College der Gossner Kirche. Seit wenigen Monaten zung der Gossner Mission end einen Blick zurück auf die Ein

Die Einweihung des neuen Schulgebäudes war ein ganz besonderes Ereignis: für Schülerinnen und Lehrer, für Besucher und für die gesamte Gossner Kirche. Schließlich waren jahrelange Verhandlungen zwischen Regierung, Armee und Kirchenleitung vorausgegangen, bis dem College ein Baugrundstück zugewiesen werden konnte. Der Neubau wurde dann innerhalb weniger Monate bis auf wenige Nacharbeiten fertiggestellt.



junge Frauen chi feierlich eingeweiht

esda's Intermediate Women's ohne eigene Räume auskommt, aber ist dank der Unterstützung ein entspannter Unterricht im eigenen Gebäude in Ranchi möglich. Wir werfen die Weihungsfeier, die im Beisein hunderter Gäste begangen wurde. Ein großer Tag in Ranchi.



Im jetzigen eingeschossigen Gebäude wurden zwar noch nicht alle Pläne und Wünsche umgesetzt. Doch in kleinem Rahmen sind optimale Voraussetzungen für die Lehrtätigkeit gegeben, die benachteiligten Adivasi-Frauen neue Chancen eröffnen soll.

Kein Wunder also, dass die Einweihung in großem, feierlichem Rahmen stattfand. Bischof Hemant Hansda, Leiter der Gossner Kirche, hielt selbst die Andacht. Zu der Feier waren Hunderte Menschen

aus der gesamten Umgebung gekommen, und auch eine Delegation aus Deutschland, die zu diesem Zeitpunkt in Indien weilte, nahm daran teil: neben Indienreferent Bernd Krause auch Direktor Tobias Treseler und die beiden Kuratoriumsmitglieder Wolf-Dieter Schmelter und Hans-Ulrich Schulz.

➔ Mehr dazu auf Seite 16.

Hand in Hand gegen Menschenrechtsverletzungen

600 Unterschriften übergeben – Bundestagsresolutionen formuliert

»Es ist für uns sehr wichtig zu sehen und zu erleben, dass Menschen hier in Deutschland sich für Leidende in fremden Ländern einsetzen. Das stärkt auch unsere Arbeit. Gemeinsam kann man dann viele kleine Schritte auf dem Weg zum Ziel tun.« Mit diesen Worten nahm Christa Nickels, Vorsitzende des Bundestags-Ausschusses für Menschenrechte und Humanitäre Hilfe, Resolution und Unterschriftenliste der Gossner Mission und der Gemeinde Bergkirchen zur Menschenrechtssituation in Nepal in Empfang.

Seit Jahren tobt in dem kleinen Königreich im Himalaya der Bürgerkrieg. Kein Tag vergeht, an dem die nepalischen Zeitungen nicht über Entführungen, Attentate und explodierende Bomben berichten. Doch während sie den Gewalttaten der Maoisten, die aus dem Untergrund operieren, gern ihre Schlagzeilen widmen, laufen die Aktionen der Sicherheitskräfte im Stillen ab.

Immer wieder werden unschuldige Menschen von ihnen verschleppt, gefoltert und ermordet. Monatelang haben die Familien keine Nachricht, sie wissen nicht, wo sich die Verschleppten befinden, ob sie

überhaupt noch leben – und wie sie selbst finanziell über die Runden kommen sollen. Manchmal trifft dann nach langer Zeit eine dürre Todesnachricht ein, manchmal jedoch nimmt die Ungewissheit kein Ende. Laut amnesty international ist Nepal zurzeit das Land mit der höchsten Verschwindenenrate weltweit.

Diese und andere Zahlen und Erzählungen waren es, die die Bergkirchener sich nicht länger nur hilflos anhören wollten. »Wir haben von unseren Partnern aus der Sagarmatha-Gemeinde Kathmandu von diesen fortgesetzten Menschenrechtsverletzungen gehört, und wir wollten mit

unseren bescheidenen Mitteln versuchen, ihnen zu helfen«, sagt Pfarrerin Cornelia Wentz aus Bergkirchen (Lippe).

So entwarf die Partnerschaftsgruppe der Kirchengemeinde, der so genannte »Namaste-Kreis«, eine Resolution, in der er die schrecklichen Zustände in Nepal anprangert und gleichzeitig die deutsche Bundesregierung auffordert, der Situation in dem Land mehr Aufmerksamkeit zu schenken. Auch viele Nepal-Freunde aus anderen Teilen Deutschlands sowie das Kuratorium der Gossner Mission schlossen sich der Resolution an. So kamen schließlich rund 600 Unterschriften zusammen.

Diese mussten nun noch an den Mann, bzw. die Frau gebracht werden: Christa Nickels (Bündnis90/Grüne) empfing gemeinsam mit drei anderen Parlamentariern eine kleine Delegation der Gossner Mission im Berliner Paul-Löbe-Haus.

»Durch unser mehr als 35-jähriges Engagement in dem Himalaya-Land sind enge Partnerschaften zwischen Gemeinden in Nepal und in Deutschland entstanden. Die kleine Kir-



Dr. Günter Krusche (3. von links), Vorsitzender der Gossner Mission, übergab Resolution und Unterschriftenliste an Christa Nickels, die Vorsitzende des Bundestags-Ausschusses.



Fröhliche Kinder in Kathmandu: Noch können sie lachen, aber niemand weiß, wie ihre Zukunft aussehen wird. Das Land ist im Bürgerkrieg, Menschenrechte werden mit den Füßen getreten.

chengemeinde Bergkirchen unterstützt mit viel Herz und großem Einsatz ihre Freunde in Kathmandu. So ist auch diese Resolution entstanden«, hob Asienreferent Bernd Krause die Initiative der Lipper hervor.

Anerkennung für die Aktion kam von Christoph Strässer (SPD), der bedauerte, dass die allgemeine Aufmerksamkeit in Deutschland immer nur bestimmten Ländern geschenkt werde, die gerade im Fokus der Medien seien. Der Parlamentarische Ausschuss für Menschenrechte und Humanitäre Hilfe habe sich im vergangenen Jahr vor allem mit der Situation in Afrika beschäftigt. »Um so wichtiger ist es, dass wir auch die Menschenrechtsverletzungen in ferneren, vergessenen Ländern nicht aus dem Blick verlieren. Und solche Initiativen wie die der Bergkirchener können dafür sorgen, dass sich auch die Öffentlichkeit den Problemen in Nepal zuwendet.«

Rainer Funke (FDP) schloss sich dem an: »Wir sind in der Politik auf Idealisten angewie-

sen.« Bessere Verhältnisse in fremden Ländern könne man nicht nur durch Entwicklungszusammenarbeit erreichen, sondern es sei auch politisches Engagement wichtig. »In Fällen wie Nepal kann die Politik sicher von den langjährigen Erfahrungen der Gossner Mission in dem Land profitieren.«

Ähnlich äußerte sich auch Rainer Eppelmann (CDU), der ebenso wie seine Kollegen noch weitere Informationen über die Lage in Nepal von der Gossner Mission anforderte und versprach, an der Sache dranzubleiben.

Sowohl die Fraktionen von SPD/Grüne als auch der FDP haben in den letzten Monaten Bundestagsanträge formuliert, in denen sie sich für ein größeres Engagement der Bundesregierung in Nepal einsetzen. Im Elf-Punkte-Antrag der Koalition heißt es u. a.: »Der Deutsche Bundestag fordert die Bundesregierung auf,

- ihr Engagement bei der Förderung von Frieden, Demokratie, Rechtsstaatlichkeit und Men-

schenrechten in Nepal fortzusetzen;

- auf den König und die Regierung einzuwirken, damit sie zur Demokratie zurückkehren, die demokratischen Institutionen stärken und so rasch wie möglich Parlamentswahlen durchführen;
- die nepalesische Regierung aufzufordern, bei Menschenrechtsverletzungen durch Sicherheitskräfte und Rebellen juristische Ermittlungen zuzulassen und konsequent gegen die Straflosigkeit anzugehen ...«

Pfarrerin Cornelia Wentz, die bei der Übergabe der Unterschriften nicht zugegen sein konnte, zeigte sich zuversichtlich: »Wir in Bergkirchen werden auf alle Fälle an der Sache dranbleiben und uns weiter für die Menschenrechte in Nepal einsetzen – und ich hoffe, das werden die Politiker auch tun.«

Die nächste Bergkirchener Aktion ist übrigens schon gestartet: Den Leiter der christlichen Sagarmatha-Gemeinde in Kathmandu, Dr. Kali Bahadur Rokaya, der sich seit Jahren vehement für die Menschenrechte engagiert, haben die Lipper für die Vergabe des Bremer Friedenspreises angemeldet.

Jutta Klimmt,
Öffentlichkeitsreferentin

Eine ungewöhnliche Delikatesse

Mäuse auf dem Speisezettel – Mais ist Sambias Hauptnahrungsmittel

Manchmal sind es die scheinbar nebensächlichen Beobachtungen, die beim Erkunden einer fremden Kultur den Besucher besonders überraschen. Und die – obwohl scheinbar so nebensächlich – doch so viel aussagen über die Menschen, ihre Geschichte, ihre Sorgen – und ihren täglichen Überlebenskampf. Es geht hier um ... Mäuse auf dem Speiseteller. Und außerdem geht es um »Nshima«, das für acht Millionen Sambier die Grundlage ihres Lebens bildet.



Hauptbestandteil von Nshima ist Maismehl. Daher ist der Maispreis auch von zentraler Bedeutung in Sambias Politik und Wirtschaft. So wurden die politischen Unruhen im Juni 1990 in der Hauptstadt Lusaka durch plötzliche Steigerungen des Maispreises ausgelöst.

Während der besseren Jahreszeiten, also während und nach der Erntezeit (April bis November), wird Nshima regelmäßig zu Mittag und zu Abend gegessen. In der übrigen Zeit, der »Hungerperiode«, kann sich die Mehrheit der Menschen lediglich eine Nshima-Mahlzeit am Tag leisten, die dann am späten Nachmittag eingenommen wird.

Sambier wachsen in dem Bewusstsein auf, dass nur eine Mahlzeit, die Nshima enthält, eine volle und komplette Mahlzeit darstellt. Andere Mahlzeiten werden allenfalls als Snacks, als Zwischenmahlzeiten oder Appetitanreger empfunden. Fragt man einen Sambier am späten Nachmittag, ob er heute schon gegessen habe, so erhält man nicht selten die Antwort, er habe den ganzen Tag noch

nichts gegessen, obwohl er bereits ein Sandwich, Erdnüsse, Milch und diverse andere, allerdings Nicht-Nshima-Nahrungsmittel zu sich genommen haben mag.

Nshima nimmt kulturell eine solche Schlüsselstellung ein und ist mit so vielen Emotionen aufgeladen, dass sich eine große Zahl von Ritualen, Erwartungen, Ausdrucksformen, Gewohnheiten, Überzeugungen, auch Liedern, um die Arbeit und das Kochen und den Verzehr von Nshima dreht.

Die allseits bekannte Beobachtung, dass Europäer vielleicht zwei, Eskimos dagegen mehr als 15 verschiedene Worte zur Beschreibung des Phänomens »Schnee« besitzen, trifft auch auf das Phänomen »Nshima« im sambischen Kontext zu. Es gibt wohl zwischen zehn und 20 Bezeichnungen, die Nshima in seinen verschiedenen Abwandlungen umschreiben. Ein perfektes Nshima, das auch diesen Namen verdient, ist kochend heiß, schneeweiß, glatt, nicht zu weich und nicht zu hart, und wird unverzüglich und auf sau-

beren, schönen Tellern serviert. Zum Nshima gehört, und dies ist mindestens ebenso wichtig, als Beilage das »Relish«. Dies kann ein Gemüse sein oder gut gekochtes Fleisch, Fisch oder Hühnchen, mit einer schmackhaften Soße oder Suppe, wie es Sambier nennen.

Mit Mäuse-Mahlzeit den Hungersorgen trotzen

Vor langer, langer Zeit, bevor die westlichen Einflüsse sich auch im Innern des afrikanischen Kontinents ausbreiteten, gehörten Mäuse, als eine sehr proteinhaltige Nahrungsquelle, zum Speisezettel und gelten bis heute – nicht nur in Sambia – als Delikatesse. In Sambia werden sie zusammen mit »Nshima« serviert.

Da das Halten von Ziegen, Rindern oder Hühnern nicht ganz einfach ist, und Wild, Wildschweine und Hasen immer seltener zu finden sind, bleiben für viele Menschen auf dem Land nur die Mäuse als hochwertiges, aber kostengünstiges Nahrungsmittel übrig.



Das perfekte Nshima ist kochend heiß, schneeweiß, glatt, nicht zu weich und nicht zu hart und wird auf sauberen Tellern serviert. Und weil der Hauptbestandteil Maismehl ist, ist der Maispreis von zentraler Bedeutung im Land.

Im Gegensatz zum Allesfresser Ratte ernähren sich Mäuse von Nüssen, Beeren und Wurzeln. Wenn sie Zugang zu Hausgärten haben, tun sie sich auch an den dort angebauten Gemüsesorten genüsslich. So gehören sie – sehr zum Leidwesen von Landwirten und Gartenbesitzern in Sambia – neben Insekten, Elefanten, Wildschweinen, Affen und Vögeln zu den Tie-

ren, die in machen Jahren die Ernten gewaltig dezimieren. Aber nicht nur deswegen werden sie gejagt, sie sind einfach lecker.

Wie das Jagen von »großen Tieren« ist auch die Mäusejagd Männersache. In der Trockenzeit, zwischen April und November, machen sich die (meistens) jungen Männer auf die nicht ganz einfache Jagd. Das Jagen

von Mäusen erfordert höchste Konzentration und Fertigkeit und ist harte Arbeit, denn die Mäusegänge und -nester sind häufig tief in die harte Erde gegraben. So dauert es manchmal Stunden, bis die Maus endlich am Stöckchen aufgespießt und nach Hause getragen werden kann. Der Jäger muss um die Eigenwilligkeiten der jeweiligen Maus wissen, muss ihr Gänge- und Grabverhalten kennen und muss wissen, wie Erde riecht, die mit frischem Mäuse-Urin vermischt ist. Ist der Geruch stark und frisch, weiß er, dass er mit etwas Geschick bald Beute erwarten kann.

Mäusejagd kann auch sehr gefährlich sein. Abhängig von der Größe des Mauselochs können sich dort schwarze Ameisen, Skorpione, Spinnen, Wespen und sogar Giftschlangen verborgen halten. So muss der Jäger die vorhandenen Spuren richtig interpretieren können, um kein Risiko einzugehen.

Wie werden die Mäuse zubereitet? Im Gegensatz zu ihrer Jagd ist ihre Zubereitung denkbar einfach. Die Mäuse werden ausgenommen, 30 Minuten in Wasser gekocht und gesalzen. Danach werden sie über dem Feuer getrocknet, bis sie fast »knochentrocken« sind. Danach sind sie fertig zum Essen.

Prof. Dr. Mwizenge
S. Tembo

Eintauchen in eine fremde Welt

Sambias Schulen müssen Mais und Gemüse selbst anbauen – Gladbecker Schüler lernen viel durch Partnerschaft

1986 besuchte zum ersten Mal eine Gruppe von Schüler/innen und Lehrer/innen der St. Mark's und der Macha Secondary School in Sambia unsere Ingeborg-Drewitz-Gesamtschule in Gladbeck. Dieser erste Besuch einer sambischen Gruppe wurde zum Auftakt einer lebendigen Partnerschaft. Es begann eine Beziehung, die für alle Beteiligten noch immer in vielfältiger Hinsicht von Bedeutung ist.

Die Partnerschaft umfasst drei Schwerpunkte: miteinander leben (das Austauschprogramm), voneinander lernen (Sambia als Unterrichtsthema,) füreinander da sein (Hilfsaktionen).

Kernstück der Schulpartnerschaft ist die direkte Begegnung. Alle zwei Jahre besuchen uns Gruppen von den beiden sambischen Schulen, im jeweils folgenden Jahr ist eine Gruppe aus Gladbeck dort zu Gast.

Wesentlicher Bestandteil des Programms ist die Integration der sambischen Gäste in das schulische Leben. Dies funktioniert, wenn die deutschen Lehrer/innen und Schüler/innen die anfängliche Scheu überwinden, sich auf Englisch zu verständigen.

Zudem sollen die Gäste verschiedene Aspekte des Lebens in Deutschland kennenlernen. Denn Verständnisschwierigkeiten treten immer wieder auf, wenn es um Probleme der deutschen Gesellschaft geht, z. B. Umweltschutz oder Arbeitslosigkeit.

Auf den ersten Blick verhindert der bewunderte materielle Überfluss, dass die Gäste Probleme überhaupt wahrnehmen. Konkrete Alltagssituationen füh-

ren dann zu eigenen kritischen Erfahrungen, etwa im Umgang mit der ständig knappen Zeit, mit Isolierung und Anonymität, mit Ausgrenzung alter Menschen, mit der Abhängigkeit von Maschinen im Alltag.

Außergewöhnlich und anfangs bei den Partnerschulen etwas umstritten ist die Teilnahme auch sambischer Jugendlicher. Dies ist aber besonders wichtig für die jungen Leute bei uns, besonders für die, die mit ihrer Familie Gastgeber sind. Trotz intensiver Vorbereitung in einer AG ersetzt kein abstraktes Wissen die konkrete Erfahrung. Vom Entsetzen, einen Gast in Empfang zu nehmen, der für eine vierwöchige Reise nur eine Aktentasche mitbringt, über die Erfahrung, wie sehr jemand fließendes kaltes und warmes Wasser genießen kann, bis zu dem Erstaunen über den abrupten Wechsel zwischen totaler Bescheidenheit und plötzlichen Ansprüchen erleben die deutschen Gastgeber intensiv, anstrengend, aber auch bereichernd das gemeinsame Leben mit den afrikanischen Gästen.

Unser früherer Schulleiter Kohlhoff dazu: »Ich möchte eine Frage beantworten, die im Zu-

sammenhang mit dem Besuch der sambischen Gäste immer wieder gestellt wird: Wäre es nicht besser, das Geld, das uns der Besuch unserer Freunde hier kostet, nach Sambia zu schicken, um dort die Not zu lindern? Diese Frage beantwortete ich auch nach dem dritten Besuch mit einem "Nein"! Meine Begründung ist folgende: Persönlicher Kontakt, gegenseitiges unmittelbares und direktes Lernen voneinander ist erforderlich, weil es notwendigerweise zur Folge hat, dass wir unsere eigenen Werthaltungen hinterfragen und unsere gegenseitigen Meinungen voneinander relativieren. Hilfe und Solidarität wird so konkret und dringend.«

Arbeitsaufenthalt an Schulen ist Kernstück der Reisen

Das Kernstück der Reisen bildet jeweils der Arbeitsaufenthalt an den Schulen in Macha und Mapanza; ein Eintauchen in eine fremde Welt. Die noch heute an der ehemaligen Kolonialmacht Großbritannien orientierten alltäglichen Abläufe an diesen Internatsschulen und die häufig von extremem Mangel bestimmte Lebenssituation der Schüler/

innen machen erfahrbar, unter welchen Bedingungen Jugendliche in Sambia leben müssen. Der Besuch einer Secondary School erscheint ihnen als ein besonderes Privileg, für das sich ihre Eltern finanziell fast völlig verausgaben.

Um die Kosten niedrig zu halten und die Versorgung ihrer Schüler sicherzustellen, bauen die Schulen – wie fast alle Bildungseinrichtungen in Sambia – Gemüse und Mais selbst an,

halten Tiere und führen viele Bau- und Reparaturarbeiten selbst aus. Die »production units« sind im Stundenplan fest verankert. Hier können die Gladbecker Gruppen hautnah erleben, was es bedeutet, eine schulische Ausbildung vor dem Hintergrund materieller Unsicherheiten zu durchlaufen.

Das Schulsystem gliedert sich in Primary Schools (bis Klasse 7) und Secondary Schools (Klasse 8 bis 12). Die Schulpflicht geht

bis Klasse 7, aber zunehmend mehr Eltern können sich die heute stärker als noch vor einigen Jahren eingeforderten Schuluniformen und das Schulgeld nicht leisten und schicken daher ihre Kinder nur kurze Zeit oder gar nicht zur Schule. An allen Schulen herrscht extremer Lehrermangel, weil die südlichen Nachbarländer, insbesondere Südafrika, Lehrer abwerben und sehr viel bessere Bedingungen bieten.

An der Ingeborg-Drewitz-Gesamtschule wurde mit Beginn der Partnerschaft der Versuch gemacht, möglichst viele Schüler/innen und Lehrer/innen in die Aktivitäten des Projektes zu integrieren. Selbstverständlich wird das Thema »Sambia« im Unterricht aufgegriffen. Sambia soll nicht nur in einen Zusammenhang mit Armutproblemen gestellt werden, sondern auch etwa die Auseinandersetzung mit einer Kultur des »Selbstmachens« (Gestalten, Schnitzen, Spielzeug herstellen, Trommeln bauen, Musik machen) anregen.

Die Erfahrung mit dem Mangel an vielen notwendigen Dingen bei den Partnerschulen impliziert aber auch eine Aufforderung zum Handeln. So wurden Materialien und Geld gesammelt; seit 1990 von dem eigens dafür gegründeten Verein »Aktion: Solidarität mit Zambia« koordiniert und verwaltet.



Die direkte Begegnung ist durch nichts zu ersetzen: Das zeigt sich auch, wenn sambische Gäste einen Besuch in Gladbecker Kindergärten machen und von ihrem Leben daheim erzählen.

Albert Everz,
Schulpsychologe
in Gladbeck

Die Bedeutung der Spenden wächst

Viele Menschen sind unserer Arbeit seit Jahren treu verbunden

Eine wichtige Form der Mitgestaltung der Gossner Mission ist für viele unserer Freundinnen und Freunde die Gabe von Spenden. Ein Blick auf das Spendenaufkommen zeigt: Einzelne, Gruppen und Gemeinden unterstützen die Arbeit der Gossner Mission und ihrer Partner seit vielen Jahren treu und verlässlich.

Als genereller Richtwert für die angestrebten Einnahmen an Spenden und Kollekten galt in den letzten Jahren die Summe von 300.000 Euro. Nach einem erfreulichen Ergebnis von rund 315.000 Euro in 2003 hatten wir die Erwartungen für 2004 auf 310.000 Euro erhöht. Dieses Ziel haben wir jedoch knapp verfehlt. Grund dafür ist ohne Zweifel die zurzeit schwierige wirtschaftliche Lage. Ganz allgemein – das spüren viele gemeinnützige Organisationen in

unserem Land – ist die Spendenkurve nach unten gegangen.

Wofür aber setzen wir Ihre Spenden und Kollektenmittel ein? Drei Beispiele machen das deutlich:

Frauen stärken heißt Armut bekämpfen

In Sambia zählen Ernährungs-sicherung, Erziehung der Kinder und eine Vielzahl anderer gesellschaftsrelevanter Aktivitäten weit mehr zu den Aufga-

ben von Frauen als zu denen der Männer. Auch die Zahl der von Frauen geleiteten Haushalte nimmt aufgrund der Aids-Pandemie ständig zu. Der Versuch, die Position der Frauen zu stärken, ist vor diesem Hintergrund nicht nur eine Beitrag zur Gleichberechtigung, sondern vor allem ein wichtiger Beitrag zur Armutsbekämpfung.

Seit etwa fünf Jahren existiert in der Dorfregion von Naluyanda ein Frauennetzwerk unserer Partner, das die soziale und ökonomische Stellung der Frauen stärkt, die Verbesserung der Gesundheitsversorgung betreibt, die Sicht von Frauen in den Entscheidungsprozessen der regionalen Komitees mehr unterstützen will und das in der Region ein hohes Ansehen genießt.

Aus kleinen Anfängen hat das Netzwerk in den letzten beiden Jahren einen Umlagefonds aufgebaut, der die wirtschaftliche Eigenständigkeit von Frauen verbessert. Dabei werden vor allem Familien unterstützt, die von Frauen alleine geleitet werden. Das ist besonders wichtig, weil oft zahlreiche Kinder und Verwandte mit ernährt werden müssen.

Das Frauennetzwerk will in diesem Jahr, unterstützt durch die Gossner Mission, rund 4.500



Das Frauennetzwerk von Naluyanda will die soziale und ökonomische Stellung der Frauen in der Region stärken. Insgesamt 10.000 Euro fließen seit fünf Jahren in das Projekt.

Euro für diese Arbeit aufwenden. Zusammen mit diesem Betrag konnten in fünf Jahren insgesamt 10.000 Euro an Spendengeldern für diese sinnvolle Arbeit eingesetzt werden.

Ausbildung für benachteiligte Adivasi-Frauen

Nach Indien: Im letzten Jahr wurden die neuen Unterrichtsräume des Bethesda's Intermediate Women's College im nordindischen Ranchi ihrer Bestimmung übergeben. 20 Jahre lang musste der Betrieb der Schule unter erschwerten Bedingungen ohne eigene Räumlichkeiten durchgeführt werden. Die ursprünglich vorgesehenen Räume waren – als Strafmaßnahme der damaligen Siegermacht gegen die Deutschen – von der Armee okkupiert worden.

Hier trat die Gossner Mission nun mit in die Verantwortung ein – mit dem Ziel, jungen, gesellschaftlich benachteiligten Adivasi-Frauen einen Zugang zu höherer Ausbildung bzw. zum Universitätsstudium zu ermöglichen.

Den Betrag von 70.000 Euro konnten wir zur Unterstützung des Vorhabens an unsere indischen Partner weitergeben. Neben der Evangelischen Kirche von Westfalen und einigen Kirchenkreisen und Gemeinden sind wir zahlreichen Einzelspendern für ihre Unterstützung dankbar.

Eine wichtige Funktion in der indischen Gossner Kirche erfüllen die Pracharakas und Pracharikas. Sie leben und arbeiten, Dorfpfarrern und Diakonen vergleichbar, mit den Menschen in den Dörfern. Zu ihren Aufgaben ge-

hören neben Verkündigung, Seelsorge und Bibelarbeit besonders auch die Vermittlung von Kenntnissen, die für die Entwicklung der Gemeinschaft und der Lebensverhältnisse von Bedeutung sind, etwa in den Bereichen Bildung, Gesundheit und Landwirtschaft. Zur Förderung dieser wichtigen Arbeit bedarf es der Organisation und der Fortbildung der Pracharakas. Zu diesem Zweck konnten der Gossner Kirche rund 30.000 Euro zur Verfügung gestellt werden, um damit Seminare und Trainingsprogramme zu unterstützen.

Hierbei spielten die Gaben von Einzelspendern neben den Beiträgen von Gemeinden und Kirchenkreisen eine bedeutende Rolle. Mit dem bisher Erreichten ist die Herausforderung keineswegs bewältigt. Weiteres Training und die Unterstützung kleiner Initiativen in den Dorfgemeinschaften werden auch zukünftig nötig sein. Die Arbeit der Pracharakas und Pracharikas bedarf neben der materiellen Unterstützung aber auch der Ermutigung, sich auch zukünftig weiter und stärker Gehör zu verschaffen innerhalb der Gossner Kirche und ihrer Entscheidungsgremien.

So tragen Ihre zweckgebundenen Spenden, liebe Leserinnen und Leser, wie hier beispielhaft gezeigt, zur Gestaltung unserer Projekte und der nachhaltigen Arbeit unserer Partner bei.

Mit Spenden die Planung der Projekte unterstützen

Äußerst dankbar sind wir aber auch über nicht-zweckgebundene Spenden. Diese brauchen wir, um unseren Aufgaben im



Groß war die Freude in Ranchi, als Bischof Hansda das neue College einweihen konnte.

eigenen Lande nachkommen zu können. Die regelmäßige Information über unsere Arbeit, die Unterstützung der Freundeskreise in den Regionen, die Projektplanung und -begleitung durch die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in der Berliner Dienststelle – um nur einige Beispiele zu nennen – werden neben der bedeutenden Finanzierung durch zahlreiche Landeskirchen auch durch die nicht-zweckgebundenen Spenden mit getragen.

Angesichts der finanziellen Engpässe, vor denen die Landeskirchen in Deutschland zurzeit stehen, wird die Bedeutung Ihrer Spenden, liebe Leserinnen und Leser, in Zukunft noch stärker wachsen.

Tobias Treseler, Direktor der Gossner Mission

Prekäre Entwicklungen in Diakonie und Kirche

Verein »Gossner Haus Mainz« greift am Gossner-Sonntag kritische Fragen auf

Durch Horst Symanowski, Gründer der Mainzer Arbeitsstelle der Gossner Mission, wurde vor über 50 Jahren die Tradition der »Gossner-Sonntage« ins Leben gerufen. Obwohl es diesen westdeutschen Zweig der Gossnerarbeit seit 2001 nicht mehr gibt, kommen weiterhin Interessierte zu den jährlichen Gossner-Sonntagen, um aktuelle Themen aus Kirche und Arbeitswelt zu diskutieren.

Zum Hintergrund: 2001 wurde die Arbeitsstelle Mainz der Gossner Mission an die Evangelische Kirche in Hessen und Nassau (EKHN) übergeben, mit der sie immer schon u. a. durch die fast vollständige Finanzierung der Referent/innenstellen verbunden war. Seitdem ist sie Teil des auf dem ehemaligen Gelände der Gossner Mission neu errichteten »Zentrums Gesellschaftliche Verantwortung«, eines von fünf Arbeitszentren der EKHN für verschiedene gesamtkirchliche Arbeitszweige.

In der Vorbereitungsphase der Übergabe hatten die Mainzer Gremien vorgeschlagen, das spezifische Mainzer Gossnerprofil durch eine Stiftung abzusichern. Diesem Vorschlag



hat sich das Kuratorium damals nicht angeschlossen. Um dennoch über die vertraglichen Vereinbarungen mit der EKHN hinaus die Mainzer Gossner-Tradition auf die Zukunft auszurichten, gründeten Freundinnen und Freunde der Mainzer Arbeit einen Verein unter dem

Titel »Gossner-Haus Mainz – Arbeitswelt und Gerechtigkeit e. V.«.

Der Verein hat sich zum Ziel gesetzt, u. a. Projekte zu unterstützen,

- bei denen die politisch und ökonomisch an den Rand Gedrängten gestärkt werden,
- bei denen Parteilichkeit für die Armen Vorrang hat,
- die etwas zur Zukunftsfähigkeit unserer Gesellschaft beitragen,
- die einen Beitrag zu mehr sozialer Gerechtigkeit leisten,
- die sich kritisch mit gegenwärtiger Praxis auseinandersetzen.

Zu den Vereinszielen gehört auch, weiterhin die »Gossner-Sonntage« auszurichten. Im Unterschied zu einem an Direktiven der Kirchenleitung gebundenen gesamtkirchlichen Zentrum kann der Verein die spezifische, bisweilen auch nach innen gerichtete Funktion einer selbstkritischen Betrachtung kirchlicher Verhältnisse wahrnehmen. Durch die schon in Zeiten der alten Gossner Mission Mainz initiierten Studie »Armut und Reichtum als Herausforderung für kirchliches Handeln« war uns u. a. die Aufgabe gestellt worden, die Fragestellung nach Armut unter Mitarbei-

terinnen und Mitarbeitern der Kirche selbst weiter zu verfolgen. Dieser Aufgabe widmet sich der Verein Gossner-Haus Mainz seit zwei Jahren mit beachtlicher Intensität.

Interessenvertretung in Zeiten der ökonomischen Krise

Während der Gossner-Sonntag 2003 sich der Frage zuwendete, inwieweit auch innerhalb von Kirche und Diakonie »prekäre Arbeitsverhältnisse« eingerichtet werden, so dass kirchliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter unter Armutsbedingungen arbeiten müssen (»working poor«), orientierte sich die Thematik des Gossner-Sonntages 2004 eher prozessorientiert an der Frage, wie es um die Beteiligungsrechte der Mitarbeiter/innen in der Diakonie bestellt ist: »Interessenvertretung in Zeiten der ökonomischen Krise. Entwicklungen in Diakonie und Kirche«, hieß das Thema des Tages.

Da sich die Diakonie und ihre Träger, mehr noch und anders als die verfassten Kirchen, unter den verschärften marktwirtschaftlichen Bedingungen behaupten müssen, sind hier auch am deutlichsten neue Trends auszumachen, die über kurz oder lang auch andere Bereiche

der professionalisierten kirchlichen Arbeit erreichen werden.

Die Einleitung zur Dokumentation begründet diese Ausrichtung der beiden letzten Gossner-Sonntage folgendermaßen: »Zum 2. Mal in Folge beschäftigte sich ein Gossner-Sonntag mit Fragen von Dienstrecht und Interessenvertretungsstrukturen in Diakonie und Kirche. Freunde und Mitglieder unseres Vereins fragen uns: Warum diese Blickrichtung nach »innen«, während wir doch erwarten, dass der Gossner-Sonntag gemäß seiner Tradition nach »außen« blickt und Fragen anpackt, die die Gesellschaft bewegen?

Die Deregulierung des Gesundheitswesens hat dazu geführt, dass auch diakonische Einrichtungen sich dem Sachzwang des Rentabilitätsprinzips unterworfen sehen, das in der Gesellschaft insgesamt immer dramatischere soziale Verwerfungen zeitigt. Können unter diesen Bedingungen Arbeitsverhältnisse noch gerecht und partizipatorisch gestaltet werden, wie es den Leitvorstellungen von Kirche und Diakonie entspricht? Die Blickrichtung nach »innen« ist unter diesem Gesichtspunkt zur Blickrichtung nach »außen« geworden. Die Frage, wie und mit wem Tarifverträge ausgehandelt werden im Raum der Diakonie, wird zum Prüfstein dafür, ob solidarische Modelle der Gestaltung von Arbeitsverhältnissen in Großorganisationen überhaupt noch eine Chance haben können.«

Inzwischen besteht in Hessen-Nassau wie auch anderswo die Gefahr, dass Arbeitsrecht »nach Gutsherrenart« gestaltet




Das frühere Gossner-Haus in Mainz-Kastell.

wird, nämlich ohne echte Partizipationsrechte der Arbeitnehmer/innen. Nur unter Beteiligung des VKM (Verband kirchlicher Mitarbeiter), der für die Belegschaft kaum repräsentativ ist, werden in einer »Arbeitsrechtlichen Kommission« neue Verträge ausgehandelt, die sich nicht mehr an den – ebenfalls im Umbruch befindlichen – BAT anknüpfen. Die Beteiligung der Gewerkschaft ver.di wird insbesondere von den diakonischen Trägern weiterhin abgelehnt.

Leitungsebene und Mitarbeiter ins Gespräch gebracht

In dieser Situation ist es dem Verein Gossner-Haus Mainz gelungen, neben einem Grundsatzreferat zur Umbruchssituation in kirchlichen Krankenhäusern durch Tobias Jakobi vom Oswald-von-Nell-Breuning-

Institut verantwortliche und kompetente Mitglieder des Vorstandes und der operativen Leitungsebene des Diakonischen Werkes in der EKHN mit Vertreter/innen der Mitarbeiterschaft über die brandaktuelle Thematik miteinander ins Gespräch zu bringen und zugleich die interessierte Zuhörerschaft über die im Gange befindlichen Prozesse zu informieren.

 Die Dokumentation des Gossner-Sonntages gibt´s beim Zentrum Gesellschaftliche Verantwortung: s.meier@zgv.info
Tel.: (0 61 31) 2 87 44 43.

**Dr. Thomas Posern,
Kurator der
Gossner Mission**

Eine Lanze für den rheinischen Kapitalismus

Zu den tiefgreifenden Veränderungen in Arbeitswelt und Gesellschaft

Die Politik stellt neue Weichen. Die Änderungen in der Arbeitswelt und der gesellschaftlichen Wirklichkeit sind tiefgreifend. Sie verdienen und brauchen eine Auseinandersetzung. Welche Zukunft wollen wir? Auch die Gemeindegarbeit wird von den Entwicklungen betroffen sein. Beim Kirchentag im Mai fragen wir nach den (neuen) Herausforderungen stadtteilorientierter kirchlicher Arbeit.

Die Zahl der Befürworter menschenwürdiger Bedingungen und eines menschenwürdigen Lohnniveaus für die Erwerbsarbeit (wozu auch die Absicherung im Fall der Arbeitslosigkeit zählt), ist beängstigend klein geworden und die Forderungen danach klingen heute seltsam altmodisch.

Unter dem Druck von Betriebsschließungen und Entlassungen bei Opel und Karstadt und dem Konkurrenzkampf im internationalen Markt scheint es fast weltfremd, heute noch die Errungenschaften einer sozialen Marktwirtschaft zu verteidigen. Die Regierung tut ihren Teil zu dieser Tendenz, indem sie glauben macht, dass ein von sozialen Pflichten gegenüber dem Gemeinwohl befreites Wirtschaftswachstum bei genügender Akkumulation des Kapitals und des Abbaus von Arbeitsplätzen irgendwann umschlägt in freiwillige Großherzigkeit und Wohltat und in die Einführung neuer Arbeitsplätze mündet. Auch die Evangelische Kirche zeigt in großen Teilen viel Verständnis für die angeblich notwendig gewordenen Härten und regt an, den Betroffenen beizustehen und Trost zu spenden. Das klingt nicht nach selbstbewusster Einforderung elemen-

tarer Menschenrechte, die im Zusammenhang mit der Arbeitswelt und unter den Bedingungen der Arbeitslosigkeit gelten sollten und für die es international gültige Vereinbarungen gibt.

Andererseits wächst die Zahl derer, die keine Lust (mehr) haben zu differenzieren zwischen den Möglichkeiten, die sich in einer Marktwirtschaft bieten, und die zu erkennen geben, dass sie dem Kapitalismus ohnehin nur Ausbeutung zutrauen und deshalb das ganz andere suchen. Auf dieser Seite finden sich ebenfalls Teile der Kirche. Sie proklamieren als biblische Alternative eine »Ökonomie des Genug« oder praktizieren die Generalabwendung von allem, was mit (Markt-) Wirtschaft anfängt.

Wer die Marktwirtschaft in beiden Fällen so eindeutig mit dem Neoliberalismus identifiziert, entdeckt allerdings nicht die Möglichkeit, die Marktwirtschaft mit sozialem Charakter haben kann.

Der Blick nach Norden lohnt sich

Die nordischen Staaten in Europa gelten seit vielen Jahren als vorbildlich in ihrer Sozialgesetzgebung. Der Blick über die Grenzen lohnt sich. Viel selbst-

verständlicher zählt es in Skandinavien zu den staatlichen Aufgaben, mittels Steuern für das gesellschaftliche Gemeinwohl aufzukommen und auch große Kapitaleigner dafür nicht zu schonen. Auch in Zeiten wie diesen.

Es spricht sich hierzulande allerdings viel zu wenig herum, dass diese Art von Abgabenbelastung für die Gesellschaft und auch für die Unternehmen trotzdem zu einem Standortvorteil geworden ist. Gute und leistungsfähige Mitarbeiter/innen sind nicht die kurzfristig billigen, sondern die langfristig zufriedenen und gut ausgebildeten. Auch die nordischen Staaten leben in der Globalisierung, aber sie verteidigen ihr hochentwickeltes Gemeinwesen als Wettbewerbsvorteil.

Die Bekämpfung der Arbeitslosigkeit hat in den Worten unserer Regierungspolitik oberste Priorität. Gleichzeitig unterstützt die Regierung Bestrebungen, die Arbeitszeit der Beschäftigten zu verlängern. Wenn das eine Logik haben soll, dann nur diese: Längere Arbeitszeiten der Beschäftigten bringen den Unternehmen einen geringeren Lohnnebenkostenanteil. Die Regierung will durch diese Unterstützung der Unternehmen das

Wirtschaftswachstum ankurbeln und hofft offensichtlich, dass in der Folge dieses Wachstums wiederum mehr Arbeitsplätze entstehen.

Wer sich in die Entwicklungszusammenarbeit etwas vertieft, entdeckt darin einen alten löchigen Hut namens »trickle down effect« (Durchsickereffekt). So hieß die Theorie, mit der man vor rund 40 Jahren in den Ländern des Südens Industrialisierung betrieben hat – in der Hoffnung, dass die Begünstigung der großen Wirtschaftseigner irgendwann nach unten durchsickert und zum Segen für alle wird. So die Theorie, die leider nur Theorie geblieben ist. Herausgekommen ist eine krasse soziale Ausdifferenzierung, bei der wir jetzt auch angekommen sind.

Wir erleben in den letzten Wochen eine sehr interessante Diskussion im Rat der Wirtschaftsweisen. Es gibt eine offene Kontroverse um die Folgen der Regierungspolitik und eine Auseinandersetzung um die Kritik des ehemaligen Kanzlerberaters Horn. Die Wirtschaftsexperten Bofinger und Horn repräsentieren eine kritische Haltung gegenüber der gegenwärtigen Wirtschafts- und Sozialpolitik und haben vielleicht die Chance, eine im Ergebnis offenere Diskussion anzuregen.

In Deichmann-Schuhen läuft sich's besser

Es gibt Unternehmer, die auch heute noch davon überzeugt sind, dass es dem Unternehmen wirtschaftlich besser geht, wenn soziale Standards erfüllt

werden. In der Regel sind es Unternehmen, die keine Kapitalgesellschaften geworden sind. Aktiengesellschaften tendieren dazu, ausschließlich als Kapitalbeschaffungsgesellschaften zu funktionieren und damit eher den Interessen der Aktionäre und nicht denen der Beschäftigten oder einer nachhaltigen Produktentwicklung zu dienen. Langfristig führt das nicht selten zu Fehlentwicklungen des Unternehmens, wie inzwischen viele Beispiele beweisen.

Der Schuhhersteller Deichmann hat seine Unternehmensphilosophie bewusst vor dem Hintergrund einer christlichen Weltanschauung formuliert und ist auch heute noch davon überzeugt, dass ein Unternehmen langfristig am besten funktioniert, wenn es von denjenigen geleitet wird, die sich mit den Produkten und den Mitarbeitern identifizieren. Dazu gehört auch die Verpflichtung auf soziale Standards und nicht zuletzt das Selbstbewusstsein einer Deutung sozialer Standards als Wettbewerbsvorteil.

Es braucht nicht erwähnt zu werden, dass es neben Deichmann noch zahlreiche andere gibt, die so denken. In der Regierungspolitik Gehör finden aber eher die langfristig unwirtschaftlich handelnden Kapitalgesellschaften.

Mit der Hartz-Gesetzgebung hat für Arbeitslose im Bereich der »Lohnersatzleistungen« ein Paradigmenwechsel stattgefunden. In der neuen Berechnung werden die Leistungsempfänger in einer grundsätzlich anderen Kategorie als bisher defi-

niert, die für sie selber und die Gesellschaft insgesamt nicht ohne Konsequenzen bleiben wird. Der Staat geht bei der Festlegung des Arbeitslosengeldes nur für einen ganz kurzen Zeitraum noch von der Höhe der Einzahlungen des Betroffenen aus und definiert anschließend für das ALGII einen bestimmten Bedarf in einer Bedarfsgemeinschaft, zu der auch die Familie gehört. Ein Anspruch auf Leistungen des Staates besteht nach einem Jahr Arbeitslosigkeit dann nur noch bis zur Höhe des berechneten Bedarfs.


Gerecht ist, was weniger staatliche Ausgaben bringt?

Im Fall der Arbeitslosigkeit erfordert die Bedarfsberechnung eine Offenlegung sämtlicher Einkünfte einer »Bedarfsgemeinschaft«, die automatisch »angerechnet«, also von der staatlichen Leistung abgezogen werden. Abgesehen von der Entwürdigung durch diese Offenlegung und der im Regelfall geringeren staatlichen Leistung für die Empfänger, unterstützt dieses System gerade keine private Eigenvorsorge, sondern sabotiert sie. Diese Politik nimmt den Betroffenen die Mittel, um die Krise ihrer Arbeitslosigkeit besser selbst bewältigen zu können und schafft damit langfristig noch mehr staatlich Abhängige.

Der deutsche Frauenrat hat jüngst darauf hingewiesen, dass diese Gesetzgebung besonders auch für Frauen erhebliche Nachteile bringt. Bei Arbeitslosigkeit haben sie trotz langjähriger Einzahlung in die Arbeitslosenversicherung keinen Anspruch auf Weiterbildung und Arbeitslosen-

geld, wenn das Einkommen des Ehemanns höher ist als der errechnete Bedarf ihrer Familie. Ohne eigenständigen Anspruch auf Arbeitslosengeld gibt es allerdings auch keinen Anspruch auf berufliche Weiterbildungs- und Wiedereingliederungsmaßnahmen. Der Ehemann wird zum Bedarfzahler für die Ehefrau. Ob das wohl in allen Familien funktioniert und sich alle Ehemänner mit dieser Unterstützung ihrer Ehefrauen einverstanden erklären? Der Regierung ist's egal: Gerecht ist anscheinend, was weniger staatliche Ausgaben ergibt.

Die Arbeit von Kirchengemeinden vor Ort wird diese Entwicklung sicher zu spüren bekommen. Die Gossner Mission veranstaltet gemeinsam mit der Bethlehemgemeinde in Hannover Linden im Rahmen des Kirchentages am Freitag, 27. Mai, (schon mal vormerken) eine Gemeindegewerkstatt zum Thema stadtteilorientierte kirchliche Arbeit. Dabei wird sicher auch diskutiert werden, wie kirchliche Arbeit auf die beschriebenen Herausforderungen reagiert.

 Äußern Sie Ihre Meinung. Diskutieren Sie mit auf unserer Homepage www.gossner-mission.de/forum.html

Udo Thorn,
Referent für Gesellschaftsbezogene Dienste

Reichtum in der sozialen Verantwortung

Gossner Mission ist Mitherausgeber des neuen »Jahrbuchs für Gerechtigkeit«

Mit Jahresbeginn trat nicht nur das Gesetz mit dem Namen Hartz IV in Kraft, das für viele arbeitslose Menschen zum Teil drastische finanzielle Einbußen, Verlust der bisherigen Wohnung und mehr bedeutet, sondern auch eine Einkommenssteuerreform. Beide Daten markieren einen langfristigen Trend: die Umverteilung von unten nach oben. Dagegen engagiert sich das neue »Jahrbuch für Gerechtigkeit«.

Zum 1. Januar senkte die Bundesregierung den Spitzensteuersatz der Einkommenssteuer auf 42 Prozent. 1998 lag dieser Steuersatz noch bei 53 Prozent. Was bedeutet diese Absenkung?

Einem Manager, der 10 Millionen Euro im Jahr versteuert, blieben 1998 netto 4,4 Millionen Euro. Zu wenig? 2005 werden es 5,6 Millionen Euro sein. Ein Steuergeschenk von 1,2 Millionen Euro. Mit dem neuen Spitzensteuersatz von 42 Prozent werden dem Staat allein in diesem Jahr mindestens sechs Milliarden Euro fehlen.

1997 forderten der Rat der EKD und die Deutsche Bischofskonferenz in ihrem gemeinsamen Wirtschafts- und Sozialwort: »Nicht nur Armut, sondern auch Reichtum muss ein Thema der politischen Debatte sein.« Zu fordern sei dies u. a., »... weil der Überfluss auf der anderen Seite geschont wird.«

Armut wird in Deutschland inzwischen ausführlich untersucht und breit dokumentiert.

Wie aber hängen Armut und Reichtum zusammen? Im offiziellen Armutsbericht der Bundesregierung aus dem Jahr 2001 z. B. stehen ausführliche Beschreibungen von Armut und sehr spärliche Ausführungen über Reichtum beziehungslos nebeneinander. Schlechte Aufstiegschancen etwa werden auf mangelnde Bildung zurückgeführt. Dass diese jedoch auch mit dem schlechten Zustand der Schulen zu tun hat und diese wiederum mit sinkenden Steuereinnahmen des Staates, bleibt ungenannt. Der Zusammenhang von privatem Reichtum und öffentlicher Armut ist kein Thema.

Um die hier bestehende Lücke schon in der Berichterstattung zu schließen, hat Ende letzten Jahres eine beachtliche Zahl kirchlicher, diakonischer und missionarischer Organisationen und Einrichtungen die Herausgabe eines kontinuierlich erscheinenden »Jahrbuchs Gerechtigkeit« beschlossen.



Berlin Mitte: Fantastisch illuminiert präsentieren sich die Prachtbauten auf der Museumsinsel. Aber wie wird die Stadtentwicklung in den Bezirken aussehen, die jetzt schon zu den »Sorgenkindern« gehören und nicht zu den Touristenattraktionen? Auch das wird ein Thema im »Jahrbuch Gerechtigkeit«.

Im Fokus des Jahrbuchs sollen die Frage nach der sozialen Verantwortung des Reichtums angesichts von Armut und seine wirtschaftliche Bedeutung für die Entwicklung unserer Gesellschaft stehen. Wie und in welchem Umfang wird diese Verantwortung wahrgenommen? Welche Vorteile zieht die Gemeinschaft aus individuellem Reichtum?

Christinnen und Christen sind durch ihren Glauben an den Gott Israels in seine Auseinandersetzung um Recht und Gerechtigkeit einbezogen. In der biblischen Überlieferung gerät ungerecht erworbener Reichtum genauso zum Fluch wie nicht geteilter, zu Korruption und

Machtmissbrauch verwendeter Reichtum, der sich den Verpflichtungen zu entziehen sucht, die sich aus der Gemeinschaft ergeben. Entsprechend werden Herkunft und Verwendung von Reichtum zu entscheidenden Kriterien, die nichts von ihrer Aktualität für unsere heutige Diskussion eingebüßt haben.

Dabei müssen auch die europäische und weltweite Dimension von Reichtum in der Verantwortung thematisiert werden.

Die Gossner Mission wird sich als Mitherausgeber und mit eigenen Beiträgen am »Jahrbuch Gerechtigkeit« beteiligen. Einen Schwerpunkt werden wir auf die spezifische Situation der Hauptstadt Berlin legen.

Berliner Stadtplanung rechnet schon heute damit, angesichts öffentlicher Armut und Verschuldung in Zukunft nur noch ausgewählte Bereiche der Stadt entwickeln zu können. Eine Spaltung in Zentrum und Randbereiche wird damit wahrscheinlich. Darüber hinaus wollen wir mit unserer Teilnahme am Jahrbuch bei unseren Freundinnen und Freunden und gemeinsam mit ihnen einen fruchtbaren Diskussionsprozess über diese drängende Thematik anregen und einleiten.

Michael Sturm,
Referent für Gesellschaftsbezogene Dienste

Kampf gegen weltweite Armut vor der eigenen Haustür beginnen

»Indiens Urwälder - unsere Zukunft«: Millenniums-Ziele aufgegriffen

Im September 2000 beschlossen 189 Staaten die Millenniums-Entwicklungsziele. Diese sollen den weltweiten Kampf gegen die Armut »abrechenbar« machen. Unser Ökumenisches Forum Berlin-Marzahn bemüht sich, die Verantwortung hierfür auf die Ortsebene zu tragen und das Bewusstsein der Menschen für die Armut in der Welt zu schärfen. Der Bewusstseinsbildung diente nun auch ein Seminar, zu dem das Ökumenische Forum eingeladen hatte. Titel: »Indiens Urwälder – unsere Zukunft«.

Beteiligt an dem Seminar waren neben Vertretern des Forums auch der Arbeitskreis Indien der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz (EKBO) bei der Gossner Mission, das Indische Forum der Mahatma-Gandhi-Oberschule Berlin-Marzahn, die Fliegende Agenda 21 und die Entwicklungspolitische Gesellschaft Berlin (EpoG). Sie alle suchen nach Wegen, in ihren Bereichen an der Realisierung der Millenniumsziele mitzuwirken.

So gibt es bereits seit 1982 schriftliche und Besuchs-Kontakte zwischen der Lutheran High School Chaibasa (LHS) und evangelischen Kirchengemeinden in Berlin, speziell in Marzahn. 1992 nutzte das Ökumenische Forum Marzahn die neuen Reisemöglichkeiten, um Chaibasa und die Schule zu besuchen.

Der nächste Schritt war 1997 eine Partnerschaft zwischen den Schulen in Marzahn und Chaibasa. Von 1998 bis 2000 kam dann indischer Besuch nach Berlin: Das Ehepaar Gagrai war Gast des Ökumenischen Forums. Bei Projekttagen der Schule und bei



Auf Augenhöhe: Die persönliche Begegnung steht bei den Reisen nach Indien im Vordergrund.

feierlichen Anlässen – wie etwa dem Besuch des indischen Präsidenten in Berlin und Feierlichkeiten in der Indischen Botschaft – traten die Marzahner Oberschule und die indischen Besucher gemeinsam in Erscheinung. Für die Schüler Gelegenheit, jede Menge zu lernen.

Unter dem Projektnamen »In-der, Kinder und ... Computer« helfen zudem seit 2001 die Mahatma-Gandhi-Oberschule und das Ökumenische Forum Marzahn beim Aufbau eines Computer-Kabinetts in der indischen Schule. Auch wurde bei Besuchen von Schülern und Lehrern in Chaibasa die Partnerschaft weiter vertieft. »Einen Besuch von Studenten aus Chaibasa in Berlin streben wir zudem seit drei Jahren an; wir hoffen nun bald auf seine Verwirklichung«, betonte Alexander Nitschke vom Indischen Forum der Schule während der Tagung.

Aber das ist nur eine der Partnerschaften mit Indien, die im Berlin-Brandenburger Raum entstanden sind. Unter anderem unterhält der Kirchenkreis Lichtenberg-Oberspree eine Partnerschaft mit dem Kirchenkreis Singhbhum der Gossner Kirche. Und Dr. Klaus Roeber, Vorsitzender des Arbeitskreises Indien der EKBO, schilderte während der Tagung die Beziehungen der Gossner Mission zur Gossner Kirche.

Beleuchtet wurde auf dem Seminar auch vor allem die Si-

tuation im neuen indischen Bundesstaat »Jharkhand«. Unter diesem Namen (»Waldland«) hatten seit der Unabhängigkeit Indiens die Ureinwohner, die Adivasi, für einen eigenen Staat gekämpft, in dem sie die Bevölkerungsmehrheit stellen wollten.

Jharkhand war ursprünglich ein dünn besiedeltes, mit dichtem Dschungel überwachsenes Mittelgebirge. Dort lebten die Adivasi in Dörfern oder als Urwald-Nomaden und nur wenige Hindus und Muslime in kleinen Städten. Die Kultur dieses Landstrichs unterschied sich weitgehend von der des übrigen Indiens.

Anfang des 20. Jahrhunderts änderte sich die Situation grundlegend: Bodenschätze wurden entdeckt und ausgebeutet, die Schwerindustrie Indiens entwickelte sich hier. Während viele Menschen aus anderen Teilen Indiens hierher strömten, mussten zahlreiche Adivasi ihre angestammte Heimat verlassen, um als Arbeiter in den Großstädten oder in den Teegärten zu arbeiten. Mehr als acht Millionen verließen für den »Fortschritt« (Bergbau und Industrie, Staudämme und Schießplätze, Straßen und Siedlungen) ihre Heimat – die meisten ohne das zugesicherte Land tatsächlich als Entschädigung zu bekommen.

Der Distrikt West-Singhbhum in Jharkhand hatte 1991 rund eine Million Einwohner, 2001 waren es bereits zwei Millionen! Aber diese Neu-Einwohner sind eben keine Adivasi.

In Bezug auf die »Millenniums-Entwicklungsziele«, so stellen die Seminarteilnehmer fest,

ist besonders die dort angezielte »Sicherung der ökologischen Nachhaltigkeit« für uns interessant. Auch ist die Vorgabe 9, »Verlust von Umwelt-Ressourcen umkehren«, besonders wichtig: »Den Wasserhaushalt zu stabilisieren, den Raubbau an den Wäldern zu begrenzen, die Verseuchung des Bodens durch Überdüngung zu stoppen – das sind Aufgaben, die wir gemeinsam mit den indischen Partnern anpacken wollen.«

ghada« des CVJM Ranchi, das eine Arbeitsgruppe aus Petershagen (Kreis Märkisch Oderland) unterstützt.

Und in Zukunft? Die Oberschule in Marzahn will sich um einige Kleinprojekte bemühen, die die Menschen in Chaibasa beginnen wollen, wie z. B. Blattteller-Pressen, Schreibmaschinen- und PC-Training, Nähmaschinenkurse und eine Art polytechnischer Unterricht. Und die Kirchenkreispartnerschaft soll nach dem nächsten Besuch



Seit 1997 besteht offiziell die Partnerschaft zwischen der Mahatma-Gandhi-Oberschule Berlin-Marzahn und der Lutheran High School Chaibasa. Schule und Ökumenisches Forum haben gemeinsam dafür gesorgt, dass die indischen Schüler heute an Computern arbeiten können.

Vorgabe 16, »Menschenwürdige und produktive Arbeit für junge Menschen«, ist Ziel verschiedener Projekte. Das Computer-Projekt der Mahatma-Gandhi-Oberschule entspricht dem ebenso wie das Handwerker- und das Aufforstungsprogramm der EpoG und das Projekt »Dorfentwicklung in Maran-

ausgebaut und weiter mit der Schulpartnerschaft verknüpft werden.

Ernst Gottfried Buntrock,
Ökumenisches Forum
Berlin-Marzahn

Keine Papiere, keine Rechte

Wohin im Krankheitsfall? Büro vermittelt medizinische Hilfe

Mit dem neuen Zuwanderungsgesetz verbindet sich für viele Menschen ausländischer Herkunft die Hoffnung auf eine Verbesserung ihrer rechtlichen und sozialen Situation. Dabei wird leicht vergessen, dass sich für eine Personengruppe keine Änderung ergeben wird: Die Situation von Menschen ohne Aufenthaltsstatus, die auch als illegale bezeichnet werden, wird vom neuen Gesetzeswerk nicht berührt. So bleibt auch ihr Zugang zur medizinischen Versorgung oder zu anderen sozialen Einrichtungen ungeregelt.

Die Zahl der Menschen ohne Papiere wird in Berlin auf rund 100.000 geschätzt. Sie haben ihren Aufenthaltsstatus durch Ablauf der Genehmigung verloren, oder sie kamen nicht mit einem entsprechenden Visum für einen längeren Aufenthalt nach Deutschland. Sie scheitern somit auch an den bürokratischen Hürden.

Eine Legalisierung für diese Menschen – wie sie etwa in Spanien oder Frankreich praktiziert wurde – war aufgrund der fehlenden politischen Mehrheiten nie Gegenstand der Verhandlungen zum Zuwanderungsgesetz. Dieses soziale Arbeitsfeld wird oft dem Engagement ehrenamtlicher Helfer überlassen.

Seit 1996 hat das Büro für medizinische Flüchtlingshilfe in Berlin mehr als 7000 Menschen betreut, die ohne Aufenthaltsstatus in Berlin leben und daher keinen Zugang zu regulären Gesundheitsleistungen haben. Dabei leistet das Büro selbst keine medizinische Hilfe. Die Mitarbeiter/innen verstehen sich als Vermittler, sie erfragen die Beschwerden der Ratsuchenden und vermitteln sie an eine geeignete Fachpraxis. Etwa 80 Ärzt/innen, Hebammen,

Krankengymnast/innen, Heilpraktiker und verschiedene medizinische Einrichtungen, die mit dem Büro zusammenarbeiten, behandeln die Flüchtlinge kostenlos und verzichten auf die Identifikation der Betroffenen. Ihre ärztliche Schweigepflicht wird von ihnen höher bewertet als die ausländerrechtlich vorgesehene Meldung der Patienten. (Der so genannte Denunziationsparagraf ist weiter im neuen Aufenthaltsgesetz enthalten.)

Die Arbeit des Büros wird von Medizinstudent/innen, Ärzt/innen, Psycholog/innen, Pflegenden und Menschen aus anderen Berufsgruppen getragen. Ihr langfristiges Ziel ist die Integration aller Patienten und Patientinnen in das reguläre Gesundheitssystem unter Wahrung der üblichen medizinischen Standards. Inzwischen betreut das Büro für medizinische Flüchtlingshilfe pro Monat rund 100 Patientinnen und Patienten aus unterschiedlichen Herkunftsländern.

Der Flüchtlingsrat Berlin hat es sich zur Aufgabe gemacht, ehrenamtlich in der Flüchtlingshilfe Engagierte zu unterstützen. Mit dem Büro für medizi-

nische Flüchtlingshilfe hat sich bereits eine gute Zusammenarbeit herausgebildet. Seit dem 1. Januar trägt der Flüchtlingsrat auch direkt Teile der Projektarbeit des Büros. So wurde beim Flüchtlingsrat ein Spendenkonto eingerichtet, da sich das Büro ausschließlich aus Spenden finanziert.

Das Büro für medizinische Flüchtlingshilfe und der Flüchtlingsrat Berlin werden sich gemeinsam weiter dafür einsetzen, dass nicht der Pass oder der Aufenthaltsstatus über die sozialen Grundrechte der Menschen entscheidet.



Tel.: (0 30) 6 94 67 46
E-mail: Medizinische-Fluechtlingshilfe@gmx.de
Spendenkonto: c/o Flüchtlingsrat Berlin e.V.,
Konto: 3 260 302 (Medizinische Flüchtlingshilfe),
BLZ: 100 205 00, Bank für Sozialwirtschaft

Jens-Uwe Thomas,
Flüchtlingsrat Berlin

Unter die »Kannibalen« gewagt

Johann Gottlob Geißler: Missionar auf Neu Guinea - 175. Geburtstag

Er kam aus Langenreichenbach, einem kleinen Dorf in Sachsen, aus einer Familie, die in strenger Armut lebte. Sein Weg aber führte ihn ans andere Ende der Welt: 1852 wurde Johann Gottlob Geißler als Handwerker-Missionar von Johannes E. Gossner nach Neu Guinea geschickt, wo er ein entbehrungsreiches Leben führte. In diesem Februar jährt sich der Geburtstag Geißlers zum 175. Mal. Beim Gedenkgottesdienst in Langenreichenbach werden auch Vertreter der Gossner Mission dabei sein.

Johann Gottlob Geißler war gerade erst 14, als er seine Heimat verließ. Draußen in der weiten Welt wollte er ein Handwerk erlernen, und sicher suchte er auch ein bisschen das Abenteuer. In Berlin fand er bei einem Tischlermeister Lehrstätte und Unterkunft – und mehr: Durch ihn lernte der Junge die Sonntagsschule und Johannes Evangelista Gossner kennen.

Bald schon war er Feuer und Flamme, und so schloss er nach seiner Tischler-Lehre eine Ausbildung als Handwerker-Missionar an. Mit seinem Freund Carl Wilhelm Ottow bat er dann um Entsendung in ein nicht-christliches Land. So kam es, dass es den jungen Mann nach Neu-Guinea verschlug. Diese Insel hatten 1526 die Spanier entdeckt; die rund 3,5 Millionen Ureinwohner galten damals als Kannibalen. Geißler und Ottow waren die ersten Missionare, die sich trotz der Gefahren und trotz des feuchtheißen Tropenklimas hier dauernd niederließen.

Ottow und Geißler verstanden Mission ganzheitlich als Predigt und Sozialarbeit, Schule und ländliche Entwicklung,

mit Wort und Tat zum Heil und zum Wohl der Papuas. Sie kauften Versklavte frei und retteten Schiffbrüchige, beschäftigten auf der Missionsstation Arbeiter in Obst- und Hausgärten und erforschten auch die fremde Sprache. So übersetzten sie biblische Texte für die bis dahin schriftlosen Papuas.

Geißler heiratete 1862 die Holländerin Pauline Justine Reynaert und begann im gleichen Jahr mit dem Bau von Haus und Kirche. Carl Wilhelm Ottow aber starb, nur 35 Jahre alt – ein schwerer Schlag für die aufblühende Missionsarbeit. Auch für Geißler blieben die Zeiten schwer: Seine Frau erkrankte an Malaria, zwei Kinder starben früh. Doch Geißler gab nie auf: 1869 konnte er den ersten Taufgottesdienst in der neuen Kirche feiern.

Nach langen Jahren wollte er nun die Heimat wiedersehen, doch das war ihm nicht vergönnt. Zurück in Deutschland, starb er 1870 auf dem Weg nach Sachsen.

Die Papua-Völker aber verehren noch heute mit Dank und Anerkennung Johann Gottlob Geißler und seinen Mitbruder, die beide mit so viel Mut,



**Entschlossenheit im Blick:
Johann Gottlob Geißler**

aber auch mit Verständnis in ihr Land kamen und ihnen den bis dahin unbekannt Namen des menschenfreundlichen Gottes brachten: Jesus Christus.

Dr. Klaus Roeber,
Kurator der
Gossner Mission

Indien

Mumbai plant Slumgebiete

Mehr als 67.000 illegal errichtete Häuser in Slumgebieten hat die Stadtverwaltung von Mumbai (Bombay) seit Dezember 2004 abreißen lassen. Dreimal so viele sollen in den kommenden Wochen mit Bulldozern und Planieraupen beseitigt werden, um Freiraum für ein sechs Milliarden Dollar teures Stadterneuerungsprogramm zu schaffen. Mumbai – die Wirtschafts- und Finanzmetropole Indiens – soll nach dem Willen der Stadtväter Shanghai den Rang als die asiatische Boomtown ablaufen.

Zurzeit bedecken Slumsiedlungen 14 Prozent der Stadtfläche. In ihnen leben 7,5 der 12 Millionen Einwohner. Außerdem leben 2,5 Millionen in baufälligen, einsturzgefährdeten Häusern. Fünf Prozent der Einwohner gelten als obdachlos, zwei Prozent als »Nomaden«.
(BBC, 03.02.2005)

Nepal

Situation spitzt sich dramatisch zu

Eine dramatische Entwicklung hat es in dem seit Jahren schwellenden Konflikt in Nepal gegeben: In einer vom staatlichen Fernsehen übertragenen Ansprache an die Nation hat Nepals König Gyanendra die Entlassung der Regierung von Ministerpräsident Sher Bahadur Deuba bekannt gegeben, da diese ihr Mandat nicht erfüllt

habe. Deuba war erst im Juni 2004 zum Regierungschef ernannt worden. Der König erklärte, er selbst werde nun die Regierungsgeschäfte in die Hand nehmen: »Wir werden ein neues Kabinett unter meiner Führung bilden. Dieses soll innerhalb der nächsten drei Jahre Frieden und eine effektive Demokratie wieder herstellen.« Den zersplitterten politischen Parteien warf er vor, sie hätten nur ihre Eigeninteressen verfolgt und sich nicht um die Menschen im Land und das Wohlergehen der Nation gekümmert. Die Residenz des Ministerpräsidenten sowie die Wohnhäuser anderer Kabinettsmitglieder wurden abgeriegelt, verschiedene Politiker stehen weiterhin unter Hausarrest. Zeitweise wurde eine komplette Nachrichtensperre verhängt, Telefonverbindungen von und nach Kathmandu waren unterbrochen, der Flughafen mehrere Tage lang geschlossen.

Mittlerweile hat der König tatsächlich eine neue Regierung unter seiner eigenen Regie gebildet und den maoistischen Rebellen Friedensverhandlungen ohne Vorbedingungen angeboten. Die Maoisten haben (bis zum Zeitpunkt der Drucklegung, Anm. der Redaktion) noch nicht auf das Angebot reagiert. Weiterhin gilt das Versammlungsverbot, auch die strenge Medienüberwachung und -zensur bestehen weiter. Prinzipiell ist es nicht erlaubt, das Militär und die Verhängung des Ausnahmezustands zu kritisieren.

Die UN-Hochkommissarin für Menschenrechte, Louise Arbour, hat die »willkürliche



König Gyanendra will nach seiner Machtübernahme Friedensgespräche mit den maoistischen Rebellen einleiten.

Verhaftung« von vielen Politikern scharf verurteilt. USA, Indien und Großbritannien, die den König in seinem Kampf gegen die Rebellen prinzipiell unterstützen, haben sein Handeln nun jedoch scharf kritisiert. In dem seit neun Jahren anhaltenden Konflikt zwischen den maoistischen Rebellen und der nepalischen Regierung sind nach offiziellen Schätzungen inzwischen mehr als 12.000 Menschen getötet worden.
(Gossner Mission, 02.02.2005; BBC 07.02.2005)

Sambia

Hungernde Flüchtlinge plündern Dörfer

Die mangelnde Versorgung der Flüchtlingslager in Sambia mit Nahrungsmitteln hat in den letzten Tagen dazu geführt, dass Flüchtlinge anfangen, Dörfer und Felder zu plündern. »Die Situa-

tion ist außer Kontrolle geraten ... Noch Besorgnis erregender ist die Tatsache, dass junge Mädchen aus der Gemeinschaft der Flüchtlinge zur Prostitution gezwungen werden«, beschreibt der Staatssekretär im Innenministerium, Peter Mumba, die Lage. Apelle der UN-Organisationen WFP und UNHCR an die internationalen Geber, mit finanzieller Unterstützung die Lage zu entschärfen, fanden bisher kein Echo. Ohne diese Unterstützung müssen die Rationen für die Flüchtlinge im März halbiert werden. In Sambia leben zurzeit rund 270.000 Flüchtlinge vor allem aus Angola, Kongo, Ruanda und Burundi. (IRIN, 28.01.2005)

Amtsmüder Präsident entschuldigt sein Scheitern

Bei seiner Ansprache zu einer Kabinettsumbildung hat der sambische Präsident Levy Mwanawasa öffentlich das Scheitern seiner Politik auf wichtigen Feldern wie der Armutsbekämpfung eingestanden. Der nach eigenen Angaben amtsmüde Präsident schloss jedoch einen Rücktritt vor den nächsten Wahlen im Jahr 2006 aus. Neu in das Regierungskabinett aufgenommen wurde Vernon Mwaaga als Geschäftsführer der Regierungsfraktion. Der Arbeitsminister Ludwig Sondashi, ein Vertrauter Mwanawas, wurde ausgemustert. (BBC, 10.01.2005)

News im Internet:
www.gossner-mission.de/news.html

Personen

Ab Juni wieder Ehepaar in Ibox Hill

Neue »Liaison Officer« in Ibox Hill (Lusaka) werden ab Juni Brigitte Schneider-Röhrig und Peter Röhrig. Beide kennen Sambia und die gesellschaftliche Situation im Land aus langjähriger beruflicher Tätigkeit sehr gut. Peter Röhrig war viele Jahre Regionaldirektor des Deutschen Entwicklungsdienstes (ded) in Lusaka und seine Frau Brigitte war ebenfalls involviert in die Arbeit von gtz und ded. Während des Aufenthalts in Sambia haben beide eine tiefe Liebe zu dem Land und seinen Menschen entwickelt. Auch sind Kontakte zur Gossner Mission und deren Projekten entstanden. Peter Röhrig ist noch ded-Regionaldirektor für Palästina, wird aber im Juni in Lusaka beginnen.

Wir freuen uns, dass beide ihr Engagement für die Arbeit der Gossner Mission zur Verfügung stellen und wir mit ihnen auch neue Vorhaben in den Blick nehmen können.

Für eine kurze Übergangszeit wird nun Friederike Schulze in Lusaka einzelne Aufgaben betreuen. Sie ist seit vielen Jahren besonders dem Projekt in Naluyanda verbunden, das sie mit gegründet hat. Wir sind ihr sehr dankbar, dass sie kurzfristig diese Aufgabe übernommen hat.

Friedrich Grandt: Engagiert für Sambia

Im Alter von 86 Jahren starb ein langjähriger Begleiter unserer

Sambiarbeit, Friedrich Grandt aus Dortmund. Friedrich Grandt war jahrelang Motor einer ehrenamtlichen Gruppe der Markusgemeinde in Dortmund, die unzählige Nähmaschinen und Pakete nach Sambia geschickt hat. Auch nach dem Ende der Aktion blieb er unserer Arbeit immer verbunden, und besonders die Frauenarbeit im Gwembetal lag ihm sehr am Herzen.

Tipps, Treffs und Termine

Sternsinger sammeln für indische Schulkinder

Ihrer Partnerschule in Assam wollen die Kinder der Grundschule Lage-Ehrentrop (Lippe) helfen: So kamen bei ihrer Sternsinger-Aktion in diesem Jahr rund 330 Euro zusammen. Die Schul-Partnerschaft war durch zahlreiche Besuche indischer Gäste entstanden. Im



vergangenen Jahr wechselten dann erstmals Briefe von Ehrentrop nach Assam und umgekehrt, und im Advent bastelten die lippischen Kinder Weihnachtssymbole aus Transparentpapier, die sie nach Indien

schickten. Vom Vorsitzenden des Lippischen Freundeskreises der Gossner Mission, Wolf-Dieter Schmelter, erfuhren die Kinder mehr über die Probleme in Assam: Er erzählte vom Monsunregen und von langen Schulwegen, von Schulkleidung und dass viele Kinder ohne eine warme Mahlzeit in der Schule hungrig bleiben. Auch sind viele Eltern so arm, dass sie den Schulbesuch nicht allein bezahlen können. Hier wollen die Mädchen und Jungen aus Lippe mit ihrer Sternsinger-Spende helfen.

Es ist schön zu sehen, wie Schule und Kirche bei dieser Aktion zusammenarbeiten: ökumenisch, weltoffen, jeder zum Mittag mit dem anderen bereit. Das setzt auf beiden Seiten viel Engagement voraus. Unser Foto zeigt die Sternsinger mit Marktkirchenpfarrer und Gossner-Kurator Jörg-Stefan Tiessen.

Löhner spendeten kräftig für Assam

In nur zwei Stunden mehr als 1200 Euro für die Arbeit in Assam sammeln – das muss den Löhnern erst mal jemand nachmachen! Zum 32. Mal fand der Missionsbasar der Kirchengemeinde Löhne (Ostwestfalen) statt. Auch diesmal gab es einen Tisch für die Gossner Mission. Hier wurden Produkte aus Chotanagpur und Kalkutta, aber auch Tee aus Assam angeboten. Damit wollen die Löhner die Tradition aufrechterhalten, über die Gossner Mission den Kontakt zu Assam und Chotanagpur zu vertiefen. Dorthin gibt es seit langem intensive

Beziehungen: gemeindliche, aber auch familiäre. So wurde die Mutter des Löhner Gemeindepfarrers und Gossner-Kurators Jörg-Michael Hess in Baitabhang (Assam) als »Gossner-Missionarskind« geboren. Und durch die finanzielle Hinterlassenschaft des Onkels, Martin Gohlke, konnte die Missionsstation Diring im Karbiland errichtet werden. Dementsprechend groß war nun auf dem Basar auch wieder der Andrang am Indienstand.

18 Lipper besuchten Adivasi-Gemeinden

18 Lipper besuchten die indische Gossner Kirche und die Kulturdenkmäler am Golf von Bengalen. Sie wollten vor allem das »Leben vor Ort« kennenlernen. Ein Jahr lang hatten sich



die Teilnehmer in monatlichen Seminaren des Lippischen Freundeskreises der Gossner Mission auf die Reise vorbereitet. Unter der engagierten und überaus sachkundigen Leitung von Pfarrerin Ursula Hecker (und teilweise auch von Pfarrer Dieter Hecker) besuchten sie dann Gemeinden und vor allem Sozialprojekte bei Webern und Messinggießern sowie Schulen und Gesundheitsstationen in Slumgebieten. Einige besichtigten

auch die Wandmalereien in Dörfern um Hazaribagh als Zeugnisse der Adivasi-Kultur sowie die Jahrhunderte alten Felsmalereien und informierten sich über den Kohleabbau und die damit verbundene Vertreibung der Adivasi. Leider musste der Besuch in der Nord-Ost-Diözese wegen politischer Unruhen in Assam ausfallen und durch einen Besuch bei Gemeinden in Darjeeling ersetzt werden.

Gründungs-jubiläum feierlich begangen

Die Gründung der Gossner Mission in der DDR vor 50 Jahren wurde zu Jahresbeginn feierlich begangen: Zum Epiphaniastagesdienst in der Berliner Marienkirche und zur anschließenden Tagung reisten rund 60 Teilnehmer an, darunter auch Gäste aus Finnland und der Schweiz. Sie alle erinnerten in Vorträgen und Diskussionen an die verschiedenen Facetten der Gossner-Arbeit in der DDR. Eine Dokumentation zu der Tagung ist in Arbeit.

In der »Gossner Mission Information« hatten wir bereits im Vorfeld ausführlich über das Jubiläum berichtet. Die hier erschienenen Beiträge wurden gesammelt und gemeinsam mit einem Beitrag Bruno Schottstädts aus 1979 zu einer Sonderpubli-

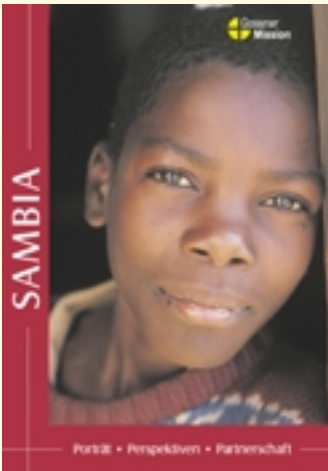


kation zur »Gossner Mission in der DDR« zusammengefasst. Außerdem haben wir aus Anlass des Jubiläums ein Werk von Carl Ordnung über den Pfarrer Heinz Ludwig herausgegeben.

i Beide Publikationen können gegen eine Spende von 2 Euro bestellt werden: Tel.: (0 30) 2 43 44 57 50.

Neue Publikation: Sambia im Porträt

Ein neues Sambia-Heft können Interessierte ab sofort bei der Gossner Mission bestellen. In



der 40-seitigen Hochglanz-Broschüre widmen sich Experten der Geschichte und Politik Sambias ebenso wie drängenden Fragen und Problemen: HIV/ Aids, Bildungsproblematik, Flüchtlingslager im Land, künftige Aufgaben der Privatwirtschaft ... Natürlich werden auch die Arbeit der Gossner Mission und verschiedene Partnerschaftsprojekte vorgestellt. Und bei allen ernstesten Sachthemen wird nicht vergessen, dass Sambia

ein schönes Land ist, das entdeckt werden will ...

i Zu beziehen über die Gossner Mission: Tel. (0 30) 2 43 44 57 60 oder mail@gossner-mission.de.

»Schwarze Schafe« helfen Naluyanda-Projekten

Sie gehören zu unserem alltäglichen Sprachschatz: Redewendungen, die aus der Bibel stammen. Sie allgemeinverständlich zu transportieren, hat sich Pastor Jörg Buchna, Pressesprecher der Hannoverschen Landeskirche in Ostfriesland, zur Aufgabe gemacht. Sein erstes Buch über biblische Redewendungen (»Alle Jubeljahre ist nicht der wahre Jakob«) läuft bereits in der dritten Auflage.

Nun hat der Autor ein zweites Werk herausgegeben: »Schwarzen Schafen geht ein Licht auf«. Aus dem Erlös der »Jubeljahre« hat Jörg Buchna bereits 10.000 Euro für soziale Zwecke gespendet. Nun bedachte er u. a. auch die Gossner Mission: 2000 Euro übergab er stellvertretend an Pastor Andreas Scheepker, Mitglied im Sambia-Arbeitskreis Ostfriesland. »Das Ziel der Gossner Mission ist die Hilfe zur Selbsthilfe«, sagte Scheepker bei der offiziellen Spenden-Übergabe. Das Geld soll sozialen Projekten im Dorfgebiet Naluyanda zugute kommen. »Wir wollen damit den Damm- und Brunnenbau zur Verbesserung der Trinkwasserversorgung unterstützen, das Frauennetzwerk und die

Vorschularbeit«, sagte Pastor Scheepker. »Es ist vorbildlich, dass aus den Buch-Einnahmen großzügige Spenden geleistet werden«, lobte Landessuperintendentin Oda-Gebbine Holze-Stäblein das Engagement des Autors bei der Werk-Vorstellung.

i Jörg Buchna: Biblische Redewendungen – Schwarzen Schafen geht ein Licht auf. Brune-Mettcker Druck- und Verlags GmbH Wittmund, ISBN 3-87542-046-2. Das Buch (4,90 Euro) kann auch beim Autor bestellt werden: Tel. (0 49 31) 53 15.

Impressum

Die Zeitschrift »Gossner Mission Information« erscheint viermal pro Jahr.

Redaktion:

Jutta Klimmt

Layout:

Jutta Klimmt, Henrik Weinhold

Satz:

Henrik Weinhold
www.webundprint.com

Gesamtherstellung:

Digital Media Production, 12435 Berlin

Herausgeber:

Gossner Mission
Georgenkirchstr. 69-70
10249 Berlin

Tel.: (0 30) 2 43 44 57 50

Fax: (0 30) 2 43 44 57 52

e-mail: mail@gossner-mission.de

Internet: www.gossner-mission.de

Bankverbindung:

EDG Kiel (Filiale Berlin)
BLZ 100 602 37, Konto 139 300

Fotos:

Ernst Gottfried Buntrock (Seite 24-25), Arnold Everz (15), Dieter Hecker (4-7, 8-9, 17, 32) Jutta Klimmt (10-11, 23), Reinhart Kraft (16), Giacomo Pirozzi/Panos (31), Wolf-Dieter Schmelter (29), Wolf Scherzer (6), Juhani Veikkola (30 unten), Verband ev. Tageseinrichtungen für Kinder Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz (1), Archiv der Gossner Mission

Projekt

Flutopfer brauchen Hilfe für den Wiederaufbau

Die Bilder der schrecklichen Flutkatastrophe in Südostasien stehen uns noch immer vor Augen und werden uns sicher noch lange Zeit begleiten. Menschen, die um ihr Leben rennen; Kinder, die ihre Eltern suchen; Familien, die all ihr Hab und Gut verloren haben ...

Auch Gemeinden der Gossner Kirche auf den Andamanen und Nikobaren gehören zu den Betroffenen: Die Menschen haben nur retten können, was sie auf dem Leibe trugen. Jetzt stehen sie vor den Trümmern ihrer Existenz: ohne feste Unterkunft, ohne jeden Besitz, die Felder versalzen, die Schulen und Kirchen zerstört. Sie sind verzweifelt, niedergeschlagen, wissen keinen Ausweg mehr. Sie brauchen Hilfe von außen, damit sie selbst wieder an Mut und Tatkraft gewinnen und sich eine neue Zukunft aufbauen können.

Die Gossner Mission hat daher von Beginn an auf die nachbarschaftliche und solidarische Selbsthilfe der Menschen vor Ort gesetzt und deren Hilfsprogramme auf den Andamanen und Nikobaren gefördert. Wir haben ihnen mit Hilfe unserer Partnerkirche in Indien, der Gossner Kirche, professionelle Fachkräfte an die Seite gegeben, die sowohl die Verteilung der Hilfsgüter organisieren als auch in den Gemeinden die Wiederaufbau-Programme anleiten. Häuser bauen, Felder wieder fruchtbar machen, ein Ausbildungs- und Gemeindezentrum errichten – das sind nur einige der Vorhaben, die jetzt anstehen. Dringend anstehen, denn im April bereits kommt die Regenzeit und mit ihr neue Schrecken.

Helfen Sie mit, den Verzweifelten wieder Hoffnung für die Zukunft zu schenken!

Spendenkonto:

Gossner Mission
EDG Kiel (Filiale Berlin), BLZ 100 602 37,
Konto 139 300

Kennwort: Flutopfer Indien

